



Der Krieg hat viele Stimmen

Materiale Dimensionen von Kommunikation in Krieg und Razzia der Nama/Oorlam im südwestlichen Namibia des 19. Jahrhunderts

Trutz von Trotha † und Christine Hardung

Abstract. – The article discusses the material dimensions of communications in the context of warfare and raiding at the interface of oral and written communication in southwestern Africa during the 19th century. The auditory reality of warfare included not only warcries and battlefield calls but also the “voices” of a new materiality – that of the letter. The letter-writing culture of the Nama/Oorlam had already arisen in pre-colonial times. Letters not only played a key role in the diplomacy of war and peace, but were also a much sought-after type of booty. Finally, the article addresses the vulnerability of messengers, and the medium of the messages they carried. [*pre-colonial Namibia, Nama/Oorlam, letter-writing culture, oral communication, violence, warfare*]

Trutz von Trotha, Prof. Dr. phil. habil., † 18. Mai 2013. – Von 1989 bis 2009 Professor für Soziologie an der Universität Siegen. – Forschungsschwerpunkte: Politische Soziologie und Ethnologie; Soziologie der Gewalt und des Krieges; Rechtsethnologie und -soziologie; Kriminalsoziologie; Soziologie der Familie und Jugend; deutsche Kolonialgeschichte. – Publikationen: u. a. Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des “Schutzgebietes Togo” (Tübingen 1994); Soziologie der Gewalt. Hrsg. (Opladen 1997); Ordnungsformen der Gewalt. Reflexionen über die Grenzen von Recht und Staat an einem einsamen Ort in Papua-Neuguinea (zusammen mit Peter Hanser – Köln 2002); On Cruelty. Sur la cruauté. Über Grausamkeit. Hrsg. zusammen mit Jakob Rösel (Köln 2011). Siehe auch Nachruf in diesem Heft auf S. 177.

Christine Hardung, Dr. phil. Bayreuth. – Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Siegen / in Folge Universität Kassel; Mitglied der DFG-Forschergruppe “Gewaltgemeinschaften”. – Forschungsschwerpunkte: Innerafrikanische Sklaverei und Folgen; Anthropologie der Gewalt; historische Anthropologie. Feldforschungen im Sahel-Sahara-Raum, insbesondere in Benin und Mauretanien, Archivforschung in Namibia. – Publikationen u. a.: Arbeit, Sklaverei und Erinnerung. Gruppen unfreier Herkunft unter den Fulbe Nordbenins (Köln 2006); Curse and

Blessing: On Post-slavery Modes of Perception and Agency in Benin. In: B. Rossi (ed.), *Reconfiguring Slavery. West African Trajectories* (Liverpool 2009); s. a. Zitierte Literatur.

Der Krieg hat viele Stimmen. Er ist eine Wirklichkeit äußerster auditiver Gegensätze, von der Lautlosigkeit vor dem Überfall, die alle Sinne der Krieger beansprucht, bis zum Kampfschrei, der den heranstürmenden Kriegern vorausjagt und die Stille des Morgens durchbricht. Zwischen den auditiven Gegensätzen des Krieges liegt ein ganzes *auditives Universum*. Unseres Wissens ist dieses Universum bisher sozialwissenschaftliche *terra incognita*. Solch sozialwissenschaftliches Nichtwissen kontrastiert umso mehr mit dem literarischen Umgang mit dem Krieg, bei dem die auditive Wirklichkeit der kriegerischen Gewalt stets ein wichtiges Sujet war, von Tolstoi über Erich Maria Remarque und Ernst Jünger bis zu Gert Ledig oder Norman Mailer.

Im Allgemeinen verstehen wir unter “Stimmen” nicht nur die Dimension der Laute und Geräusche, die mit der Wirklichkeit des Krieges verbunden sind. Zu den “Stimmen des Krieges” zählen die *Akteure* des Krieges, vielleicht ein Ensemble, das die auditive Wirklichkeit des Krieges noch um ein Vielfaches an Vielfalt und Komplexität übersteigt. Im umfassenden Sinne lassen sich zu diesem Akteursensemble mehr oder minder alle rechnen, die in irgendeiner mittel- und unmittelbaren Weise vom Krieg und seinem Geschehen betroffen sind. Dazu gehört das kaum überschaubare Feld all derer, die

zu den Diskursakteuren des Krieges zählen. Noch weniger überschaubar ist die Menge jener, deren Stimme sich dadurch auszeichnet, dass sie stumm bleibt – oder wenigstens so schwach ist, dass sie im “Kriegsgeschrei” kein Gehör findet.¹ Im engeren Sinne sind die Akteure in den Blick zu nehmen, die direkt an Krieg und Frieden beteiligt sind. Aber auch dieses Feld hat immer noch ein beträchtliches Maß an Unüberschaubarkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, dass hierzu das gesamte Spektrum des operativen Militärapparates über den befehlenden Armeegeneral und den Zugführer bis zum Truppführer und einfachen Soldaten gehört. In dem von uns behandelten historischen Fall ist die Komplexität allerdings erheblich verringert, weil wir es mit relativ überschaubaren Gruppen wie den Gewaltgemeinschaften² der Nama/Oorlam und der Viehhaltergesellschaft der Herero zu tun haben. Darüber hinaus werden wir uns auf das Botenwesen der kriegerischen Seite der Herero-Nama/Oorlam-Beziehungen beschränken und auf diesem Wege ein besonderes Akteursensemble vorkolonialer kriegerischer “Stimmen” in den Blick nehmen.

Kriegerische “Stimmen” unterscheiden sich nach ihrer *Materialität*. Diese Materialität der Stimmen hat *drei* Seiten.

Die eine ist die *klangkörperliche Seite*, die so vielgestaltig ist wie die Arten der Klangkörper, die das auditive Universum des Krieges hervorbringen. Unter diesen Klangkörpern ist allerdings der *menschliche Körper* als anthropologische Voraussetzung des auditiven Kriegsuniversums ausgezeichnet. Die zweite Seite geht über das Auditive hinaus, indem “Stimmen” sich nicht nur als Schallwellen von Klangkörpern zur Geltung bringen, sondern in *schriftlichen Dokumenten* unterschiedlichsten Charakters sich “Gehör” verschaffen können. Wir werden uns im Zusammenhang des Botenwesens auf das Briefwesen in Krieg und Razzia zwischen Nama/Oorlam und Herero konzentrieren. Die dritte Seite der Materialität sind die *materialen Folgen*, die “Stimmen” nach sich ziehen.

Unter den materialen Folgen der Stimmen des Krieges ließe sich grundsätzlich wiederum das ganze Feld des auditiven Universums und des unüberschaubaren Akteursfeldes in den Blick nehmen. Zum Beispiel ließe sich jede Art von Waffe nach den materialen Folgen ihrer je spezifischen “Stimme” untersuchen – eine Frage, die vermutlich Waf-

fenkonstrukteure und ihre militärischen Kunden besonders interessieren dürfte. Gleichmaßen ließe sich das unübersehbare Gesamt des Akteursensembles der Kriegs- und Friedensdiskurse thematisieren. Aber auch hier gibt unser historisches Beispiel vor, den Zusammenhang zwischen Stimme, Akteur und materialen Folgen eng zu bestimmen und auf diejenigen zu beschränken, die unmittelbar am kriegerischen Geschehen, sei es als Krieger, Boten oder Missionare, beteiligt sind.

Entsprechend der Unterscheidungen zwischen auditivem Universum des Krieges, Akteuren und Materialität haben die nachfolgenden Ausführungen zwei Hauptteile, die jeweils den materialen Dimensionen von Kommunikation in Krieg und Razzia der Nama/Oorlam des 19. Jahrhunderts nachgehen. Vorausgeschickt ist den beiden Teilen eine sehr kurze historische und ethnografische Kontextualisierung der Nama/Oorlam in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und abgeschlossen werden die beiden Hauptteile mit einer kurzen Schlussbetrachtung.

Insbesondere an den Beispielen von Kampfschrei und Zuruf untersucht der erste Hauptteil die auditive Wirklichkeit des Krieges. Sein Ziel ist, die Materialität der Gewalt anthropologisch zu begründen: Das Studium auditiver kriegerischer Wirklichkeiten geht, erstens, vom menschlichen Klangkörper als dem Ort aus, an dem zu den auditiven kriegerischen Wirklichkeiten in bedeutender Weise beigetragen wird, umso mehr als die technisch erzeugte auditive Wirklichkeit des Krieges in unserem historischen Beispiel sich noch nicht in den Vordergrund gedrängt hat; zweitens werden die materialen Folgen in den Blick genommen, welche die menschenkörperlich erzeugte auditive Wirklichkeit für das kriegerische Geschehen nach sich zieht.

Der zweite Hauptteil geht zuerst “Stimmen” in einer besonderen Materialität nach, der des Briefes, erkundet Möglichkeiten und Risiken, die mit dieser Materialität der Stimmen gerade in Zeiten kriegerischer Konflikte verbunden sind, und hebt in diesem Abschnitt auch eine symbolische Seite des Nama/Oorlam-Briefwesens hervor, ohne die die Art und Weise des Umgangs der Nama/Oorlam mit dem Brief nicht verstanden werden kann: die große Wertschätzung, welche die Nama/Oorlam für Brief und schriftliche Zeugnisse im Allgemeinen hatten. Danach untersucht der zweite Teil das Botenwesen, das zu einer der ältesten Einrichtungen des Krieges gehört. Er thematisiert einen besonderen Typ von Akteuren unter den “Stimmen” und untersucht die Materialität der kriegerischen Gewalt ebenso in der Körperlichkeit und der mit ihr gegebenen Verletzungsoffenheit der Boten wie in dem Medium der Botschaft, die der Bote überbringt. Das Medium der

1 In der deutschen Geschichtsschreibung der 1970/80er Jahre hat man in der Forschung über “Alltag und Widerstand” diesen unhörbaren Stimmen nachträglich eine “Stimme” gegeben, s. Broszat und Fröhlich (1987).

2 Zum Konzept der “Gewaltgemeinschaft” siehe Speitkamp (2013).

Botschaft können die Worte des Boten oder schriftliche Dokumente sein, die der Bote, vielleicht sogar zusammen mit einer mündlichen Botschaft, dem Adressaten zustellt. In diesem Sinne treten im zweiten Hauptteil Fragen der Materialität auch als solche nach den Unterschieden von Mündlichkeit und Schriftlichkeit auf.

Insgesamt geht es also darum, materiale Dimensionen von Kommunikation im Kontext kriegerischer Gewalt am Schnittpunkt von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu betrachten und sich mit einer Briefkultur zu befassen, die in den peripheren Räumen schriftloser Gesellschaften des südlichen Afrika schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Christianisierung und mit der Einwanderung der Oorlam in das heutige Namibia entstanden war, lange bevor die deutsche Kolonialherrschaft über Namibia errichtet worden ist. Die Briefkultur der Nama/Oorlam und Herero konnte nicht nur über Krieg und Frieden entscheiden, sondern war Teil des kriegerischen Geschehens selbst, mehr noch, Briefe konnten zum Ziel kriegerischer Gewalt werden.

Kurze Vorbemerkung zum historischen Kontext der Nama/Oorlam-Gemeinschaften im südwestlichen Namibia des 19. Jahrhunderts

Das südliche Afrika war seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur einigermaßen sicheren Etablierung der europäischen Kolonialstaaten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ein Raum der *frontier* und Gewaltgemeinschaften (vgl. Hardung und von Trotha 2013 sowie zur Frontiergesellschaft Penn 2005). Zu den Gewaltgemeinschaften gehörten Gruppen, die unter dem Namen Oorlam bekannt wurden. Sie bildeten sich, als die expandierenden burischen Siedler die autochthonen Khoikhoi-Gemeinschaften im sogenannten Kleinen Namaqualand zerschlagen hatten. Sie setzten sich zusammen aus den ehemaligen Mitgliedern dieser Gemeinschaften sowie aus Angehörigen verschiedenster ethnischer Herkunft. Wie andere Akteure in diesem *frontier*-Raum waren sie aus den traditionellen Gemeinschaften und ihren Formen der Existenzsicherung herausgelöst. Unter den Angehörigen dieser enttraditionalisierten Gemeinschaften taten sich zunehmend selbständige Kriegsunternehmer hervor, die sogenannte *komandos* aufstellten und anführten, welche, mit Schusswaffen, Pferden und entsprechenden Taktiken versehen, bestens für den Buschkampf gerüstet waren. Einige dieser Kriegsunternehmer betrieben nördlich des Oranje im heutigen Namibia Jagd, Handel und Raub und etablierten

dort seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts dauerhafte Gemeinschaften. Dabei unterwarfen sie entweder die Nama oder integrierten sich über Heirats- und Allianzbeziehungen in deren Siedlungs- und Lebensräume.³ Auch die Wirtschaft dieser dauerhaften Gemeinschaften baute im Wesentlichen auf Raub und Handel mit Herero-Vieh, Elfenbein und Straußenfedern und unter Jonker Afrikaner auf einem weitverzweigten Tributsystem auf, in das viehlose und vieharme Bevölkerungsgruppen sowie einzelne Herero-Fraktionen, Damara und San eingebunden waren. Die in Süd- und Zentralnamibia siedelnden Nama/Oorlam-Gemeinschaften beschränkten sich nicht darauf, Kriegs- und Raubzüge gegen die in Zentralnamibia ansässigen Gemeinschaften, insbesondere gegen die Herero, zu führen (Henrichsen 2011: 167 ff.). Immer wieder kam es unter den Nama/Oorlam-Gruppen selbst zu Raub und kriegerischen Auseinandersetzungen mit wechselnden Allianzen.

Aus der Kapkolonie stammend, brachten die Oorlam ihr Wissen über den Einsatz von Ochsenwagen, Pferden und Schusswaffen mit. Sie waren mehr oder weniger christianisiert und wanderten mit ihrer Sprach- und teilweise Schriftkenntnis des Kapholländischen in das südliche Namibia ein. Das Kapholländische wurde in Süd- und Zentralnamibia im 19. Jahrhundert Verkehrssprache – neben den Sprachen Otjiherero sowie Englisch und Deutsch, die ebenfalls als Schriftsprachen dienten.

Schriftkenntnis erleichterte wesentlich den Aufbau überregionaler Handelsnetze und den Austausch mit den Europäern – Regierungsvertreter, Militärs, Händler, Missionare vor Ort. Schriftliche Kommunikation wurde zu einem wichtigen Teil des Boten- und Kriegswesens der Nama/Oorlam sowie ihrer Friedensdiplomatie und brachte eine bemerkenswerte Briefkultur hervor. Schrift wurde zu einem zentralen Mittel der Kommunikation unter der Nama/Oorlam- und der Herero-Elite.⁴ Im Verlauf des 19. Jahrhunderts gewann die Schriftkommunikation zunehmend an Bedeutung, löste aber orale und nonverbale Formen der Nachrichtenübermittlung und Kommunikation nicht ab. Vielmehr bestanden die drei verschiedenen Medien von Körper, Rede und Schrift als Kommunikationsträger nebeneinander und beeinflussten sich wechselseitig.

3 Zur Migrationsgeschichte und Herausbildung der Oorlamgruppen siehe Lau (1987: 19 ff.); Dederling (1997: 52–64); Wallace (2011).

4 Zur Bedeutung der Schriftkultur in der Herero-Gesellschaft siehe Henrichsen (2001).

Kampfschrei

Verglichen mit der auditiven Wirklichkeit kriegerischer Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert drängte sich im südwestlichen Afrika des 19. Jahrhunderts die technisch erzeugte auditive Wirklichkeit des Krieges noch nicht in den Vordergrund. Der Kampfschrei des Überfalls, das Zischen der Wurfspere, die die Luft zerschnitten, das Pfeifen der Gewehr-kugeln, das Prasseln lodernden Feuers von Wohnstätten, die in Brand gesteckt worden waren, das Ächzen hölzerner Räder der Ochsenwagen, die mit Munition beladen waren, der Hufschlag abgetriebener Viehherden oder das Gebrüll von Kampfochsen, die im südlichen und südwestlichen Afrika von der indigenen Bevölkerung noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in vorderster Linie eingesetzt wurden, bestimmten das auditive Spektrum der Razzien und Kriege, die die raubkriegerischen Nama/Oorlam-Gruppen untereinander und gegen die Viehhaltergesellschaft der Herero führten.

Im Folgenden werden wir dieser vielfältigen auditiven Wirklichkeit des Krieges im südlichen Afrika des 18. und 19. Jahrhunderts nicht gerecht. Wir beschränken uns stattdessen auf den Einsatz der menschlichen Stimme in Kriegshandlungen und konzentrieren uns zunächst auf ein zentrales Element des akustischen Spektrums des Krieges: den Kampfschrei. Auf seinen lautgebenden Effekt reduziert, findet er sich in den ethnografischen Berichten und Missionsquellen zu Namibia des 19. Jahrhunderts als "wildes Gebrüll," als "fürchterliches, ja höllisches Geschrei" (RMG 1864: 33) beschrieben. Bevor wir auf das historische Beispiel der Nama/Oorlam zurückkommen, werden wir jedoch einige allgemeinere Überlegungen zum Kampfschrei anstellen, der gewiss nicht nur für Kriegshandlungen im südlichen Afrika der vorkolonialen und kolonialen Zeit von Bedeutung war. Der Kampfschrei tritt vermutlich zu allen Zeiten in kriegerischen Auseinandersetzungen auf, auch wenn seine Wichtigkeit und Bedeutung extrem variiert – in den Panzervorstößen oder Luftangriffen seit dem Zweiten Weltkrieg hat er zweifellos keinen relevanten sozialen und kulturellen Ort mehr.

Kampfschrei und Zuruf

Der "Schrei" gehört kriegerischer Aktionsmacht un-abdingbar zu – noch dann, wenn der Triumphschrei des Siegers bis zur Heimkehr warten muss, weil das Töten selbst in Lautlosigkeit erfolgen musste und der Schrei des Opfers durch einen "Strahl dickströmenden Bluts", wie es in Homers Odyssee heißt,⁵

erstickt wurde. Der Schrei ist eine der elementaren Formen von Mündlichkeit in der Gewalt im Allgemeinen und in Razzia und Krieg im Besonderen. Er hat vielerlei Gestalt.

Als Kampfschrei ist er Teil des Angriffs und eilt den angreifenden Kriegern im Zweikampf der unmittelbaren Aktion voraus. Wie für alle Stimmlichkeit ist für ihn grundlegend, dass er reflexiv und mehrsinnig ist. Er gilt dem Gegner nicht weniger als dem Angreifer und dem Dritten, seien es mehr oder weniger engagierte Zuschauer oder unmittelbare Parteigänger, die den Angreifer oder seinen Gegner anfeuern. Der Kampfschrei ist kollektiv und gemeinschaftsbildend oder kollektivierend ebenso wie individuell und desintegrierend.

Der Kampfschrei wird individuell ausgestoßen. Mischt er sich mit den Kampfrufen der Mitkämpfer, wird er kollektiv aufgenommen und zu einem gemeinschaftlichen oder, im Falle von Massenheeren, kollektiven Schrei. In seiner Reflexivität wirkt er in die Gruppe der Kampfgefährten zurück.

Der Kampfschrei gehört einer vordiskursiven Ordnung an. Er hat gemeinschaftsbildende oder kollektivierende Funktion. Er lässt sich als kleinste Einheit einer liminalen Phase im Sinne von Victor Turner begreifen (2000: bes. Kap. 4). Wenn die Zeit des Wartens im Hinterhalt oder des Aufmarsches ihr Ende hat, die Krieger zur Attacke übergehen oder die vorderen Linien der Infanterie eines modernen Massenheeres zum Sturmangriff ansetzen, liegt im Kampfschrei die Zäsur. Stößt der Beutekrieger den Kampfruf aus, hat er die Alltagswelt des Nichtkombattanten hinter sich gelassen, ist aber noch nicht – wenngleich unmittelbar davor – in die Welt des Kombattanten, in den Handlungsvollzug der Gewaltausübung und des Beutemachens, eingetreten. Der Kampfschrei hebt die "alltagsweltliche Orientierung" auf und bildet für einen kurzen Augenblick den sozialen Ort eines *Zwischen*, an dem sich der Krieger als Teil einer Gruppe und getrennt von der alltäglichen Umgebung begreift. Zugleich umschließt der Resonanzraum, den die Stimmgewalt der Summe aller Kampfrufe errichtet, die Kämpfer und schließt sie so zusammen. Der Kampfschrei schafft und ist Eintritt in die *communitas* der Kämpfenden. In ihr soll die Gemeinschaft als Ganze wie auch jeder Einzelne der Kämpfer undurchdringbar und unbezwingbar sein. Der Kampfschrei ist eine stimmgewaltige Beschwörung von Unzerstörbarkeit und Siegesgewissheit. Angesichts von Verletzungsoffenheit und Sterblichkeit setzt er auf die Verletzungsmacht und den Sieg über die Sterblichkeit.

⁵ Homer in der Ausgabe von 2010 (22. Gesang, Zeilen 18–19).

Unter den Bedingungen der “offenen Feldschlacht” gilt das für beide Seiten der kriegerischen Auseinandersetzung. Als “Schlachtruf” schließt der Schrei nicht nur die Angreifer, sondern auch die Angegriffenen zusammen – *kann* sie zusammenschließen. Der gleichzeitige Schlachtruf beider Seiten hebt die Unterscheidung zwischen Angreifer und Angegriffenem auf. Wer hier Angreifer und Verteidiger ist, ist jetzt nicht mehr auszumachen. Im gleichzeitigen Aufbränden des Schlachtrufes ist ebenfalls der Rechtfertigungsdiskurs und vor allem aller Zweifel verstummt; Rechtfertigung und Zweifel werden dorthin verwiesen, wo sie üblicherweise ihren Ort haben: am Beginn und am Ende eines Krieges.

In der Asymmetrie des Überfalls, in dem die Rolle von Angreifer und “Verteidiger” unzuweidung ist, ist die gemeinschaftsbildende Funktion des Kampfschreis ebenso asymmetrisch. Sie ist aufseiten des Angreifers. Die Schreckensrufe und Schmerzensschreie der Überfallenen zeigen, dass mit dem radikalen Zusammenbruch von Alltag die Zerstörung von *communitas* einhergehen kann. Sie machen hörbar, dass der Kampfschrei immer auch auf Desintegration zielt, auf den Zerfall der Gemeinschaft in Familien und Einzelne, die den Angreifern zu entkommen versuchen. Der Kampfschrei ist Teil der Überwältigung des Gegners, er soll ihn erstarren lassen und bewegungslos machen, ihn in die “kopflohe Flucht” treiben und auf diesem Weg umso gefahrloser zu einer “leichten Beute” machen. Der Kampfschrei ist “Struktur und Anti-Struktur” (Turner 2000).

In der Verschränkung gegensätzlicher Funktionen ist der Kampfschrei sowohl eine gefährliche Erscheinung, die dem Gegner Zerstörung und Tod, Verstümmelung und Versklavung ansagt, als auch eine zerbrechliche und trügerische Erscheinung. Der Kampfschrei steht im Horizont der Ohnmacht des Gegners, zuerst in der Form des imaginierten Sieges, dann, angesichts des überrannten, ohnmächtigen Gegners, als frühe Beglaubigung des Sieges. Solange diese Ohnmacht allerdings nicht Tatsache ist, ist der Kampfschrei ein uneingelöstes Versprechen. Der Kampfschrei mag zu flüchtig sein oder so schwach, dass er sich am tosenden Kampfesruf “aus tausend Kehlen” bricht, mit dem der Gegner vorwärts stürmt. Der Überfall, zusammen mit dem Hinterhalt und dem Verratsfest das vorherrschende taktische Mittel des “tribalen Krieges” (Helbling 2006: 124 ff.) – und nicht weniger das des heutigen “Kleinen Krieges”⁶ –, drückt die-

se Zerbrechlichkeit beispielhaft aus. Der Überfall bedarf der Überraschung, die Stille und Schweigen gewährleisten. Der Kampfschrei, der zu früh erfolgt, verrät – und hin und wieder ist er Verrat. Der Kampfschrei schreit den Sieg herbei und ist in dem Augenblick, in dem er dem Feind entgegen geschleudert wird, doch nur eine Hoffnung. Er wechselt die Partei, wenn sich das Schlachtenglück wendet und der scheinbare Verlierer von der Defensive zum Angriff übergeht, was sich selbst in der Asymmetrie des Überfalls oder des Hinterhalts ereignen kann. Der Kampfschrei hält sich von Schwäche und Verlierern fern. Aber im Krieg, von dem Clausewitz (1991: 31) zu Recht behauptet, dass der Zufall einer seiner Regenten ist, steht in den seltensten Fällen von vornherein fest, auf welcher Seite der kämpfenden Parteien sich die Verlierer finden, vor allem am Ende des Krieges finden werden.

Der Kampfschrei wird nicht nur sozial erlebt. Er hat materiale Qualität: Er dringt in die Körper ein und wird umgekehrt von diesen erzeugt. Die Stimme ist immer auch als “körperlicher Zustand” aufzufassen (Krämer 2006: 275). Diese Körperlichkeit der Stimme bringt der Kampfschrei in zugespitzter Weise zum Ausdruck.

Die Stimme, gleich welchen Klangs, welcher Lautstärke oder Tonlage, wird nicht nur gehört. Sie besitzt eine taktile Qualität, sie “berührt”, wird physisch gespürt (Mersch 2006: 212; Thurm 2003). Dies betrifft vor allem die Stimme in ihrer Überdehnung, dem Schrei. Der Schrei ist in der strengen Bedeutung des Wortes eine “Elementarerfahrung” für den, der ihn ausstößt, wie für den, der ihn hört. Hören gehört zu des Menschen frühesten und letzten sinnlichen Erfahrungen, wenn es nicht gar die letzte ist (Konrad und Fink 2008: 163 f.). Es ist unser wichtigster Warnsinn und der soziale Sinn überhaupt. Es führt den Menschen schon vorgeburtlich in seine kulturelle Umwelt ein, um sich nach der Geburt und in der frühen Kindheit zu einer hochdifferenzierten Ordnung der Selbstwahrnehmung und -vergewisserung und der sozialen und kulturellen Konstitution der Person und ihrer Teilhabe an Gesellschaft und Kultur auszubilden (Wulf 1997: 459 f.). Über das Hören halten wir uns bekanntlich im Gleichgewicht. Der Schrei wiederum ist Eintritt in das Leben, für das Neugeborene wie für die Mutter und die anderen Anwesenden bei einer Geburt. Das Schreien ist insbesondere in den ersten Lebensmonaten primäres Ausdrucksmittel für elementare Bedürfnisse und Befindlichkeiten des Säuglings, ist

⁶ Aus pragmatischen Gründen begnügen wir uns damit, auf den Begriff des britischen Kolonialoffiziers Charles Callwell (1966) zurückzugreifen, ohne auf die konzeptuelle und histo-

rische Debatte um die Angemessenheit der Begriffe “Kleiner Krieg”, “Neue Kriege”, “asymmetrische Kriege” u. ä. einzugehen.

das Signal, um Aufmerksamkeit zu beanspruchen und Zuwendung einzufordern (Largo 2008: 148 f.). Die Funktion, Aufmerksamkeit herzustellen und Zuwendung herbeizuführen, behält der Schrei in allen seinen Varianten und allen Situationen bei – vom Freudenschrei über den gebrüllten Befehl des Feldwebels bis zum Schmerzensschrei. Der Kampfschrei hat an dieser Funktion teil, zeichnet sich aber in Übereinstimmung mit ihm verwandten Formen, z. B. dem gebrüllten Befehl, durch seine besondere Dynamik und Energie aus. In verschiedenen asiatischen Kampfkünsten findet sich die energetische Wirkung des Kampfschreies beschrieben, „dessen kraftvolle Schwingung den Gegner für einen Augenblick lähmt“, der die eigene Furcht überwindet und in höchstem Maß kraftverstärkend auf Geist und Körper einwirkt. Der Kampfschrei bündelt mentale Vorbereitung und Aktion. Dabei hat er teil an der Wirkungsweise des Anschreiens. Der Kampfschrei bündelt und entfesselt in seiner Reflexivität die Energien des Schreienden und zielt gleichfalls auf das, was das Anschreien bewirken kann: der Angeschrieene ist wie gelähmt oder weicht gar zurück. Vor besonders lauten Tönen, zumal, wenn sie uns wie im Kampf „überfallen“, weichen wir zurück, suchen wir die Quelle des Schalls zu vermeiden. Die Schallstärke eines Schreies kann dabei die Schwelle von 100 Dezibel überschreiten. Damit gelangt der Schrei schon in den Bereich, in dem Hörschädigungen erfolgen können.⁷ Der Schrei, mit dem der Angriff auf den Gegner erfolgt, ist also deshalb „Kampfschrei“, weil er „intoniert“, was zur Aktion werden soll: die Energie wird in das unaufhaltsame Vorwärtsstürmen des Angreifers kanalisiert und der Gegner gleichsam „entwaffnet“, weil unbeweglich gemacht oder gar zum Zurückweichen, wenn nicht zur Flucht getrieben. Es gibt ein direktes Entsprechungsverhältnis zwischen Kampfschrei, kriegerischem Handeln und der Aktion des Gegners, wie sie der Angreifer intendiert.

In allen Gesellschaften, die Kriege führen, gibt es Kriegerrituale und Schutzmaßnahmen in Vorbereitung auf den Kampf, die dazu dienen, den Gegner spirituell zu schwächen und zur „Selbststeigerung“ als einer Form der „kollektive[n] Selbstsuggestion“ beizutragen (Helbling 2006: 326). Der Kampfschrei dagegen ist die Fanfare zur Aktion, er gibt den Impuls zur Tat. In ihm wird nicht mehr zwischen Intention und Aktion unterschieden. Der Kampfschrei initiiert die Bewegung auf den Gegner zu. Auch dann,

wenn der Kampfruf von Kriegern zunächst nur aus der Ferne zu hören ist, folgen seinem akustischen Signal in rascher Distanzüberwindung diejenigen, die ihn von sich geben. Der Schrei „erlaubt keinen Rückzug mehr in die Distanz“ (König 2011: 13). Wenn auch nicht ganz Gegenwart wie die Gewalt und der Schmerzensschrei, hat er an ihrer gegenwartsverankerten Unmittelbarkeit teil. Er verweist auf die unmittelbare Zukunft, ist vorweggenommener Sieg und beansprucht diese siegreiche Zukunft für das Jetzt der Krieger oder Soldaten, die auf den Feind zustürmen. Dem Kampfschrei steht der Warnschrei gegenüber, der ebenso die Zukunft imaginiert. Ist der Kampfschrei der vorweggenommene Sieg, ist der Warnruf das vorweggenommene Missgeschick.

Der Kampfschrei wird typischerweise als sinnstiftendes Kampfritual inszeniert.⁸ Wie alle Kampfrituale liegt er deshalb an der Schnittstelle von Kultur und Person, kultureller und individueller Sinnstiftung, Sozialem und Existenzuellem. Entsprechend gehen solche sinnstiftenden Kampfrufe und Herausforderungen des Gegners stets in die großen Mythen von den heroischen Kämpfen und Schlachten der Völker ein oder werden so kolportiert, dass sie sich für die großen Mythen eignen.

Mit dem Kampfschrei geht die Sichtbarkeit der Kombattanten einher. Daher gehörten Kampfrufe bei den Nama/Oorlam zu den Techniken des Überfalls auf Stationen oder *werften* und zur Attacke auf offenem Gelände. Der Hinterhalt, den die Nama/Oorlam wie alle tribalen Gesellschaften zusammen mit dem Überfall bevorzugten, braucht stattdessen die Stille, zumindest bis man sich der Überwältigung des Gegners sicher weiß.

Zwischen dem Kampfschrei des Angriffs und der Stille des Hinterhalts findet sich der Zuruf. Wie der Schrei hat auch der Zuruf manche Variante. Er kann leise, fast ein Flüstern sein, um noch im Hinterhalt den Feind nicht auf den Gegner aufmerksam zu machen und vorzuwarnen. Er kann laut wie der Befehl zur Tagesparole sein, den der Wachmann von seinem Wachturm aus demjenigen entgegenruft, der sich der gesicherten militärischen Einrichtung nach dem Zapfenstreich nähert. Laute Zurufe im kriegerischen Geschehen gehören wie der Kampfschrei an den Ort des frontalen Kampfgeschehens, dorthin wo sich die Kriegsparteien, umeinander wissend und gegeneinander ins Gefecht ziehend, in freiem Gelände begegnen.

⁷ Bei kurzfristigem Ausgesetztsein wie im Falle des Schreies treten Hörschädigungen normalerweise erst bei 120 Dezibel, bei langfristigem Ausgesetztsein jedoch schon bei 90 Dezibel ein.

⁸ Plutarch z. B. berichtet von den Ambronon in einem Gefecht gegen den Konsul Gaius Marius im Jahr 102 v. Chr., dass sie sich mit dem Ruf „Ambronon! Ambronon!“ angefeuert hätten (Goldsworthy 1996: 196).

Anders als der Kampfschrei muss sich mit dem Zuruf keine physisch sichtbare Präsenz des Rufenden verbinden. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, den Zuruf zur Verwirrung und Verunsicherung des Gegners einzusetzen. In gebirgigem oder nebelverhangenem Kampfgebiet oder aus mobilen Schanzen hervor kann der Zuruf gerade dann seine Wirkung erzielen, wenn er vom Feind nicht genau lokalisiert werden kann. Der Zuruf, wie ihn die Nama/Oorlam in Krieg und Razzia praktizierten, ist das akustische Mittel von Kleinkriegern, die sich aus verdeckten Stellungen heraus bekämpfen.

Nama/Oorlam sind allerdings auch ein Beispiel dafür, dass der Zuruf gleichfalls eine kommunikative Praxis der Deeskalation sein kann. In Berichten von Missionaren finden sich Hinweise darauf, dass einzelne Kämpfer inmitten einer Kampfsituation sich rufend an die Gegner wandten, um sie zum gemeinsamen Abbruch der Kampfhandlungen zu bewegen. Solche Aufforderungen konnten längere Unterredungen zwischen den verfeindeten Parteien auslösen, die in lauten Hin- und Herrufen aus der Entfernung geführt wurden und unter Umständen einen Waffenstillstand zur Folge hatten. Diese Form der Mündlichkeit war ad hoc. Der Krieger, der verbal das Einstellen der Kämpfe auslöste, schuf die Option zur Gewaltbegrenzung im Moment seines Zurufs. In der Gegenwärtigkeit einer kurzen Sprechhandlung musste sich seine Überzeugungskraft bündeln. Ein anschauliches Beispiel erzählt von dieser Praxis:

Am 21. Juni [1884] kam es zum Gefecht bei Onguheva, das jedoch unentschieden blieb. Am folgenden Tage suchten die Namaqua eine festere Stellung i[m] Gebirge ... Hier kam es am 24. abermals zu einem Gefecht ... – aber nicht zu einer Entscheidung, doch gelang es den Herero, die Namaqua auf dem einen Flügel zu umgehen, und diese nahmen daher am anderen Tag den Kampf wieder auf. Das Gefecht dauerte aber nicht lange, da ein Namaqua seinem Gegner zurief: “Warum müssen wir doch jeden Tag fechten [kämpfen]? Wir sind ja gekommen, um Frieden zu machen und nun fechten wir schon drei Tage lang und wir sind auch so hungrig!” Hierauf wurde dann – natürlich aus gehöriger Entfernung – eine längere Unterredung zwischen den beiden geführt, durch die es zu einem Waffenstillstand kam. Die Herero kehrten in ihre Werften zurück, und die Namaqua bezogen einen Hügel den Herero gegenüber, sodass sie sich gegenseitig beobachten konnten, und nun begannen die Friedensverhandlungen.⁹

Anders als die schriftlich geführten Friedensverhandlungen zwischen den Oberhäuptern kriegsführender Parteien, die sich unter Umständen über

⁹ RMG (1884b: 400f.). Eine vergleichbare Situation beschreibt Meyer (RMG 1884: 342).

Monate hinzogen, vollzog sich der Abbruch der kriegerischen Auseinandersetzung, der in direkter Interaktion eingefordert und in diesem Fall offenbar durch eine prekäre Versorgungslage motivierte war, ohne größere zeiträumliche Entzerrung und unmittelbar auf dem Kampfgebiet.

Sprachgewalt

Mündlichkeit ist in raubkriegerischem Gewalthandeln nicht nebensächlich. Noch im eigentlichen Kampfgeschehen ist sie von Belang. Europäische Quellen zu den kriegerischen Auseinandersetzungen der Nama/Oorlam im 19. Jahrhundert zeigen, dass Sprache nicht auf den Kriegsgesang und andere Formen der ritualisierten Einstimmung auf den Krieg beschränkt ist, wie für viele Kriegergruppen überliefert und bekannt ist. Stattdessen können Krieger aus individueller Entscheidung und situativ bestimmtem Impuls heraus verbal Kontakt zum Gegner aufnehmen. Dass sich diese Erscheinung gerade bei den Nama/Oorlam findet, unterstreicht den Zusammenhang einerseits zwischen Gesellschaft, kriegerischen Sprechweisen und Art der Kriegführung, andererseits zwischen Kommunikationsstruktur, Raum und Kriegstechnologie.

Die Nama/Oorlam waren Kleinkrieger, die einem institutionalisierten, militärischen wie auch politischen und gesellschaftlichen Verbund, dem *komando*, angehörten (Lau 1986; 1987: 41 ff.). Das *komando* hatte sich aus einer Variante des Militärapparates der Niederländischen Ostindien-Kompanie, welche die Oorlam von der Kapkolonie mitbrachten, und den Kriegspraktiken der Nama, die akephal organisiert waren, gebildet. Aufgrund dieser doppelten Wurzel vereinte es zwei antagonistische Ordnungsformen: Hierarchie und Egalität (Hardung und von Trotha 2013). Entsprechend verpflichtete das *komando* den einzelnen Krieger nicht allein auf die Order des *komando*-Führers, sondern beließ dem einzelnen *komando*-Mitglied Eigenwillen und Entscheidungsbefugnis in Kampfhandlungen. Diese hybride militärische Struktur setzte sich in heterarchischen Kommunikationsverhältnissen im Gefecht fort.

Mündliche Kommunikation zwischen den Gegnern fand, wenn auch aus sicherer räumlicher Distanz, direkt am Kampfort statt. Verletzungsmächtig war, wer in der kriegskommunikativen Technik der “gegenseitige[n] Beschimpfung und Verhöhnung” Zurufe platzieren konnte, die über den routinierten Gebrauch eingeschliffener Parolen hinaus den Gegner trafen. Dies setzte Schlagfertigkeit, Wortgewandtheit und vor allem Kenntnis über die

Schwachstellen des Gegners voraus. Forderten sich die Kämpfer verbal heraus, konnten Worte zu einer gefährlichen, gar tödlichen Falle werden. Sie sollten den Feind ablenken, ihn provozieren und zu unüberlegten Handlungen hinreißen lassen, die ihn leicht zur Zielscheibe des Gegners machten.

Die Praxis des mündlichen Schlagabtauschs griff in die Raumordnung des Kampfgeschehens ein. Die Anordnung der Krieger im Gelände war dann davon bestimmt, wie weit ihre Stimme trug. Aufkommen der Wind konnte die menschliche Stimme verschlucken. Mehr noch hing die Schlagkraft der Stimme vom Stimmvolumen des Kriegers und der Art der Waffen ab. Solange mit wenig lauten Wurfaffen wie dem Assagai, einem Wurfspeer, gekämpft wurde, konnte sich ein Wortwechsel zwischen den Gegnern parallel zu anderem Kriegsgerät Gehör verschaffen. Im Lärm von Feuerwaffen aber ließ sich dieser nicht mehr durchsetzen und blieb in seiner Wirkung auf Anfang und Ende der Kampfhandlungen und auf die Feuerpausen begrenzt.

Mit Missionaren trat noch ein ganz anderer Akteur in den mündlichen Schlagabtausch ein und begegnete sprachgewaltig verfeindeten Nama/Oorlam-Gruppen mit stimmlichen Waffen. Der Ort hierfür waren typischerweise die Missionsstationen, die mit den politischen Zentren der Nama/Oorlam-Gruppen räumlich häufig identisch waren und dann Ziel eines Überfalls sein konnten.

In der Regel agierten die Missionare bei einem Überfall defensiv. Zusammen mit einzelnen Stationsbewohnern, die sich bei ihnen Schutz erbaten, verbarrikadierten sie sich im Missionshaus und harrten dort bis zum Ende der Kämpfe aus. In Ausnahmefällen gingen sie jedoch in die Offensive. Machtlos, weil ohne militärische Mittel, machten die Missionare umso kraftvoller von ihrem ureigenen, jahrhundertealten Handwerkszeug Gebrauch: der Kraft der Rede, die sie in der Predigt erworben hatten.

Die öffentliche Rede, die ihre Zuhörer zu fesseln und zu bewegen vermag, hat stets und überall ein besonderes Ansehen und dies vor allem in den Kulturen der Rede, wie sie orale Gesellschaften kennzeichnen. Ein Missionar, der, ausgestattet mit verbalem Rüstzeug, im Mut des Glaubens und der Rechtschaffenheit oder, weil er einfach ein Draufgänger war, zur Verteidigung der Mission und der Menschen schritt, die bei ihm Schutz suchten, verhielt sich in einer Weise, die den Beutekrieger ungewohnt war. Der energische Appell, mit dem der Missionar den Raubkrieger Einhalt zu gebieten versuchte, fiel aus der Ordnung des Zurufs heraus, denn er erfolgte nicht etwa aus sicherem Versteck heraus, wie es der kriegerische Ablauf verlangte. Schritt ein Missionar inmitten der Turbulenzen eines

Überfalls unbewaffnet auf die bewaffneten und gewalttätigen Männer zu und sprach die Beutekrieger an, durchbrach er die gewohnten Regeln des räumlichen Abstands zum Feind, die einen Wortwechsel überhaupt erst möglich machten. Der Missionar setzte sich über die Regeln des Kampfes hinweg und griff auf diesem Weg unmittelbar in das Gewaltgeschehen ein. Unter den Krieger rief solcherart Regelwidrigkeit Verunsicherung oder zumindest Überraschung hervor; besonders galt es für diejenigen unter den Angreifern, die keine "Bitt-Leute"¹⁰ waren, denen also der Umgang mit einem Missionar weitgehend fremd war. Das konnte dazu führen, von dem Menschen abzulassen, den die Raubkrieger just zu töten oder zu berauben beabsichtigt hatten. Die ebenso mutige wie dreiste missionarische Abweichung schuf gleichsam eine "Leerstelle operativen Handelns", was den Beutekrieger unter Umständen davon abbrachte, den Überfall in gewohnter Weise zu Ende zu führen. Wortgewaltige Regelwidrigkeit verträgt selbst die unordentliche Ordnung des Krieges nicht. Im Krieg kann sie jenen Spalt öffnen, dessen es bedarf, um aus der geregelten Unordnung des Krieges in die regelreiche Ordnung des Friedens einzutreten.

Die Waffe spricht

Die Qualität einer modernen Schusswaffe liegt nicht allein in ihrem Gebrauch als Werkzeug zum Töten, Verletzen und um sich zu schützen. Sie ist auch nicht im Wert als Beute- und Prestigeobjekt erschöpft. Die Waffe ist zu alledem ein wichtiges Kommunikationsmittel. Sie überbietet die Reichweite der Stimme um ein Vielfaches und erweitert den Kommunikationsraum. Warnschüsse, Freuden-schüsse, Siegeschüsse vermittelten mehr oder minder klare Botschaften. Versprengten sich die *komandos* im Gelände, kommunizierten die Reiter über Luftschüsse, mit denen sie sich auch über größere Distanzen hinweg untereinander verständigen konnten. Vom Zielort aus abgefeuert, dienten Schüsse einem Fremden, der sich per Bote angekündigt hatte, als "Wegbeschreibung". Ihr Widerhall half ihm, sich im Gelände zu orientieren. Mit Schüssen kündigte ein zurückkehrendes *komando* den Daheimgebliebenen seinen erfolgreichen Beutezug an, noch lange bevor diese den Trupp sich nähern sahen. Ein Schuss, von Zeit zu Zeit im Schutz der Nacht oder im Sichtschutz naturräumlicher Gegebenheiten ab-

10 "Bitt [Bet]-Leute (Leute die beten)": Lokal gebrauchter Ausdruck für den christianisierten Bevölkerungsanteil (RMG 1864: 34).

gegeben, gut platziert in die vermutete Stellung des Gegners und abgefeuert von einem Schützen, der wohl zu hören, aber nicht zu sehen ist, teilt dem Feind die unsichtbare und daher umso bedrohlichere Allgegenwärtigkeit des Gegners mit. Solcherweise eingesetzt ist die Waffe das Sprachrohr von Guerillakriegern, die ihre Taktik des Überall und Nierendwo hörbar unterstreicht.

Hendrik Witbooi hat in seinen Aufzeichnungen von Kampf- und Schussszenen auf die kommunikative Funktion, die der Umgang mit Gewehrfeuer beinhaltet, eindrucksvoll hingewiesen:

On 12 July our warriors rode to Jan Nowaseb at Naeb, which they attacked on 13 July. Nowaseb's men fled, but Jan Nowaseb himself came out to fight us. We were shooting at him as he ran, so that he was swathed in dust, tossed hither and thither by the whistling bullets, and yet not a bullet touched him. Then our Captain commanded his warriors to hold their fire. We stopped, and Nowaseb surrendered unconditionally. Our Captain forgave him everything and accepted him in peace. From that day onwards he and all his people who also surrendered were accepted as his own followers (Witbooi 1995: 25; Tagebucheintrag: 15. 10. 1888 – 10. 8. 1889).

Offen bleiben muss, ob die überlegenere Kriegergruppe hier gezielt den Gegner beschoss, ohne ihn tatsächlich treffen zu wollen. In diesem Fall läge der kommunikative Inhalt des Gewehrfeuers in der Botschaft der Überlegenheit und der Todesdrohung, die ihr zugehört. Aber die "Sprache" des Gewehrfeuers geht über diese Botschaft hinaus. Sie nimmt die Rede vorweg, die von der kampfüberlegenen Seite an den *kaptein* /Nowaseb und an dessen Anhänger gerichtet wird. Sie ist nonverbale und bedrohliche Vorrede zu einer Rede von Großmut und zukünftiger Gemeinschaft. Es ist eine Vorrede, die ein Angebot zum Ende der Gewalt macht; vielleicht hat /Nowaseb diese Vorrede sogar schon als jenes Friedensangebot verstanden, das die verbale Rede des *kaptein* enthält. Die Paradoxie der Sprache des Gewehrfeuers ist in diesem Fall, dass die Sprache gewaltbegrenzend ist. Das gilt auch nach innen, in die Gewaltgemeinschaft des Witbooischen *komandos* hinein. An der drohenden Vorrede haben alle Krieger des Witbooischen *komandos* teil und bekräftigen so die Gemeinschaft in der Gewalt. Die Rede nach Einstellung des Gewehrfeuers und der Unterwerfungserklärung von /Nowaseb ist stattdessen dem siegreichen *kaptein* vorbehalten und beglaubigt das Zusammenspiel von Egalität und Hierarchie, das die Gewaltgemeinschaft der Nama/Oorlam auszeichnet.

Briefe und Boten

Im 19. Jahrhundert fußte ein wichtiger Teil des fernmündlichen und schriftlichen Austauschs der Nama/Oorlam auf einem Boten- und Briefwesen. Die Oorlam hatten es über den Kontakt mit den Schreibpraxen der Europäer entwickelt und den Kommunikationsformen der Nama und Herero hinzugefügt. Es war fester Bestandteil des Kommunikationswesens der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Elite, allen voran der *kapteine*, und nahm bei ihr einen wichtigen Platz im kommunikativen Austausch ein. Der mobile Charakter des Brief- und Botenwesens war zusätzlich dadurch hervorgehoben, dass einzelne *kapteine* mobile Archive von Textsammlungen anlegten, die sie auf ihren Kriegs- und Migrationszügen in Ochsenwagen oder auf dem Rücken von Reittieren mitführten.¹¹ Eine wichtige Rolle hatte das Brief- und Botenwesen in den Kommunikationsformen von Krieg und Razzia, insbesondere weil es Teil der Kriegs- und Friedensdiplomatie war. Darüber hinaus war der Brief nicht nur Kommunikationsmittel, sondern ein begehrtes Gut von symbolischer und kriegsstrategischer Bedeutung. Briefe rangierten unter den Zielen räuberischer und kriegerischer Gewalt. Briefe waren Beute.

Die Kriegserklärung: Kriegerische Vergemeinschaftung im Medium der Schriftlichkeit

Wie in Hochmittel- und Mittelalter (Wenzel 1997: 11) stand die Briefkultur der Nama/Oorlam am Schnittpunkt von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Emotions- und Bildgehalt hatten Vorrang, wohingegen gesteigerte Abstraktion und Distanz zum Körper, die dem Text eigen sind, ja durch ihn überhaupt erst möglich gemacht werden, dahinter zurücktreten. Lesen und Schreiben traten nicht an die Stelle von Sprechen und Hören. Vielmehr steigerte sich das eine Medium im anderen und verband auf diesem Weg Mündlichkeit, Schriftlichkeit und kriegerische Vergemeinschaftung. Dokumentiert wird dieser Zusammenhang in einem ebenso seltenen wie beeindruckenden Dokument aus dem Jahr 1881. Es ist ein Brief, den *kaptein* Moses Witbooi, Vater von Hendrik Witbooi, an Maharero, das Oberhaupt der Herero, schrieb. Der Brief ist eine Kriegsansage von rhetorischer Wucht und zugleich eine schriftliche Kriegserklärung. Vorangegangen war dieser Kriegserklärung ein zunächst begrenzter Konflikt

11 Auf diese Weise gelangte ihr Schriftmaterial bis nach Zentralnamibia, siehe Henrichsen (2001: 333).

zwischen Viehhaltern. Der Konflikt eskalierte jedoch und endete in einem Massaker, das Maharero an Nama/Oorlam verüben ließ, die sich wegen eines Pferdehandels auf seinem Gebiet aufgehalten hatten. Der Vorfall war der Beginn gewaltsamer Auseinandersetzungen zwischen Nama/Oorlam und Herero, die sich über ein Jahrzehnt hingezogen haben.

Der Brief ist mehrere Seiten lang und gleicht in seinem Aufbau den Techniken oraler Literatur. Er ist eine "poetisch geformte Nachricht" (Assmann und Assmann 1993: 270), die sich in dieser Form mnemotechnisch leichter ins Gedächtnis einschreibt. Dazu gehört die Figur der Wiederholung, Kontrastierung und Rhythmisierung, mit der Aussagen auditiv müheloser aufgenommen werden können.

Witbooi rekapituliert zunächst die Worte Mahareros zu den einst vereinbarten Friedensbedingungen und zieht dann das Stilmittel der Kontrastierung heran, um die eigene Friedfertigkeit und die vertragsbrüchige Feindseligkeit Mahareros aufzuzeigen. Solcherweise führt er die Unaufrichtigkeit, Gewalttätigkeit und Grausamkeit des Feindes vor Augen und stellt sie der Haltung seiner eigenen Leute gegenüber, die sich um die Einhaltung des vereinbarten Friedens bemüht hätten. Die eigenen friedfertigen Absichten pointiert Witbooi, indem er mehrfach den Satz "es war ja Frieden im Lande" wiederholt und mit den Worten "und weiter" den jeweils nächsten Absatz beginnen lässt. Letzteres treibt den Text immer atemloser voran, baut Spannung auf und zielt in der Dramaturgie des Erzählens auf den Höhepunkt: die Beschreibung des Umschlags vom legitimen Töten im Krieg zum illegitimen Abschlachten im Massaker. Die Überschreitung der Grenzen des legitimen Krieges wird als menschliche Verrohung wiedergegeben und von der Ethik des Krieges der Nama/Oorlam abgegrenzt, die Witbooi im Christentum und dem Grundsatz der Vertragstreue begründet sieht. Der Brief steigert sich bis zur religiösen Euphorie und versichert dem Gegner – wie Witboois eigenen Leuten –, dass göttlicher Beistand den Kampf legitimieren und zum Sieg führen wird:

Nun ist das Maß voll, nun ist es übergelaufen, darum braucht es Dich nicht zu wundern, und niemand unter den Menschen braucht sich wundern, dass wir, alle Häuptlinge des Namalandes, gegen Dich aufstehen. So fordert es die Friedensbestimmung von einst. Um weiter noch etwas zu sagen! ... Ein Löwe und Wolf und Tiger [sic] bist Du, ... ein wildes Tier ..., das die Menschen, die Geschöpfe Gottes sind, ... mit Messern schlachtet wie das Vieh, denn Du hast sie Glied für Glied auseinander geschnitten. Andere hast Du mit einem stumpfen Beil zerhackt wie ein Mensch Äste eines Baumes abhaut, und das waren friedliche Menschen, unschuldige Menschen! Ein Häuptling,

der solche Dinge tut, ohne Bedenken und Scheu in seinem Herzen zu empfinden vor Gott und Menschen, den nenne ich einen Mörder, Dieb und wildes Tier. Darum werde ich mit Dir kämpfen, wie ein Mensch mit einem wilden Tier kämpft. Ich werde Dich töten, wie man ein wildes Tier tötet, denn Du hast meine Männer ... wie ein Räuber ermordet. Ich aber werde Dich vor sehenden Augen töten, nicht in der Verborgenheit und nicht [wie ein Räuber] bei Nacht, sondern am Tage, nicht während Du nichts ahnst, sondern bei vollem Bewusstsein. ... Darum: Mach Dich fertig! Aber der Sieg wird auf meiner Seite sein. Hurra! Mach Dich fertig mit einer Macht von Pferden und Wagen, mit Pulver und Blei und Kriegsmannschaften, aber der Sieg wird auf meiner Seite sein. Hurra! Mache Dich fertig und sitz an Deinem Wohnort und erwarte mich an Deinem Wohnort! Ganz sicher werde ich kommen und des Wassers von Okahandja trinken. Hurra!¹²

Dieser Aufruf zum Krieg enthält alle Elemente einer "oralen Stilistik" (Assmann und Assmann 1993: 269). Die Ausschmückungen und Redundanzen des Briefes und seine Poesie weisen auf die Grundprinzipien mündlicher Textkomposition. Auf Seiten des Briefverfassers wie auf Seiten des Briefempfängers schwört die repetitive Stilistik alle am Kommunikationstransfer Beteiligten auf den kommenden Kampf ein. Faktische Gewaltausübung wird, sprachlich vermittelt, vorweggenommen und schafft ein Gewalterleben in der Imagination. Es ist eine entgrenzte Gewaltphantasie des Sieges und Triumphes über den als roh und schändlich wahrgenommenen Gegner. Mit dem wiederholten Siegesruf "Hurra" kehrt im Medium der Schrift zugleich das akustische Signal aus der menschenkörperlich erzeugten Klangwelt auf: Wie der Kampfschrei dem gewalttätigen Zusammenprall der Kämpfer voraus-eilt, eilt das "Hurra" dem Sieg voraus. Äquivalent zur Performanz der mündlichen Rede intensiviert und steigert die Rhythmik die emotionale Beteiligung und führt Briefschreiber, Leser, Vorleser und Zuhörerschaft in einem Erfahrungsraum zusammen, der sie an der Sinnhaftigkeit der gemeinsamen Erfahrungswelt des Krieges teilhaben lässt. Auch mittels der Institution des Briefes konstituierte sich die Gewaltgemeinschaft der Nama/Oorlam.

Die Läufer und Boten, die die Kriegserklärung dem Gegner zustellten, sind ein Sinnbild für die Beschleunigung, die die Wirklichkeit der Beziehungen zwischen den Gegnern erfährt. Kriegserklärungen dynamisieren die Konfliktsituation. Im

12 ELCRN (1881: 87 ff.). Das in Kapholländisch verfasste Original findet sich in den Vedder Quellen, Bd. 15B (NAN n. d.). – Der Brief ist in Kapholländisch überliefert; das "Hurra", das ganz nach späterer deutscher Kolonialzeit zu klingen scheint, ist die deutsche Übersetzung von *hoere*.

Unterschied zum modernen Staatenkrieg ist diese Beschleunigung in den feindlichen Beziehungen der Nama/Oorlam allerdings zuerst einmal eine diskursive. Sie ist verbal. Ob der Kriegserklärung die kriegerische Aktion folgte, war nicht ausgemacht. Es konnte noch immer eine Reihe von Gründen geben, warum sich die kriegerische Unternehmung nicht realisierte. Manchmal nahm die Kontaktaufnahme und der schriftliche Austausch mit möglichen Verbündeten so viel Zeit in Anspruch, dass eine sich verschlechternde Versorgungslage selbst die *komandos*, die sich bereits in Bewegung gesetzt hatten und unterwegs auf Zwischenstation weiterer Befehle harrten, schließlich zur Rückkehr zwang, oder sie nur einfach, des Wartens überdrüssig, wieder umkehren ließ. Der diskursiven Beschleunigung konnte also eine Entschleunigung des Handlungsgeschehens gegenläufig sein, deren beider gemeinsamer Nenner allerdings der Brief war. Treibt die Rhetorik der Anklage und Vergeltung in der Kriegserklärung die Beziehungsdynamik an, arbeitet die schriftliche Allianzbildung der Dynamisierung der kriegerischen Gewalt entgegen, weil die Versorgungslage der Kämpfer sich verschlechtert, ihre Gemüter sich abkühlen oder sie einfach der Aussicht auf Kampf überdrüssig werden. In solch einem Fall erweist sich, dass selbst eine Kriegserklärung nicht mehr zu sein braucht als eine "ungedechte Drohung" (Popitz 1992: 65), die wir alltagssprachlich auch eine "leere Drohung" nennen.

Ob eine Kriegserklärung Auftakt zum Krieg war oder ob sie nur leere Drohung blieb, eines war sie gewiss: Sie war für Empfänger wie Verfasser ein schriftlich fixierter Zeitmarker, der am Beginn einer Periode erhöhter Wachsamkeit und militärischer Vorbereitung stand. "Der Brief ging ab, und hier man begann zu rüsten" (NAN 1888: 78).

Formen der brieflichen Missachtung, Provokation und Drohung

Es gibt zahlreiche Formen, mit Briefen umzugehen, wobei für allen Briefverkehr kennzeichnend ist, dass er dem Grundsatz der Reziprozität unterliegt. Der Briefverkehr ist aus dem Stoff gemacht, den Marcel Mauss in seinem Essay über die Gabe als eine der Grundbedingungen von gesellschaftlichem Zusammenhalt entdeckt hat. Briefe sind, ob schriftlich oder mündlich, zu beantworten, und für gewöhnlich werden sie das auch. Witboois Textsammlung bezeugt, dass Briefe zwischen *komandos* und Häuptlingschaften oftmals innerhalb nur weniger Tage gewechselt wurden, sofern Sender und Empfänger nicht allzu weit auseinander waren. Der

Austausch glich einem verlängerten Gespräch und wurde als mündlicher Austausch wahrgenommen. Zeitversetzt nahm der Briefverkehr das dialogische Prinzip der mündlichen Rede auf, das gleichfalls die sprachliche Form des Reziprozitätsgrundsatzes ist. Aber der Umgang mit Briefen erschöpft sich nicht darin, dem Reziprozitätsgebot Genüge zu tun. Man kann Briefe förmlich und mit zahlreichen Anerkennungsformeln für den Empfänger beantworten, man kann kurz und knapp antworten, nicht antworten, sie liegen lassen oder ungeöffnet wegwerfen – um nur einige wenige Umgangsformen zu nennen. Auch die Nama/Oorlam hatten einen großen Reichtum an Arten und Weisen, mit Briefen umzugehen, wobei in unserem Zusammenhang vor allem die Formen der Missachtung, Provokation und Drohung interessieren.

So gab es das unbeantwortete Schreiben, das sich nicht immer darauf zurückzuführen ließ, dass die Nachricht den Empfänger nicht erreicht hatte. Ebenso möglich war, dass der Inhalt auf Ablehnung gestoßen war.¹³ Um keine Zweifel über die Ablehnung eines Schreibens aufkommen zu lassen, hatten Nama/Oorlam-*kapteine* den Brauch, dem empfangenen Brief einen Riss zuzufügen und das angerissene Schriftstück an den Absender zurückzuschicken (RMG 1866: 46). Unklar blieb bei diesem Brauch allerdings, ob der Brief erhalten, aber nicht für lesenswert befunden oder ob sein Inhalt auf Ablehnung beim Empfänger gestoßen war. Die Unklarheit ist das Ergebnis einer stummen Provokation, die sich der Mehrdeutigkeit des Zeichens bedient.

Zur stummen Missachtung und Provokation kam der "indirekte" und "öffentliche" Drohbrieff, über den ebenfalls die Berichterstattung der Missionare Auskunft gibt. Danach wurden Briefe an Bäume gehängt (RMG 1881c: 303) oder auf anderen hochstehenden Gegenständen befestigt, damit das Papier nicht hungrigen Ziegen und Kälbern zum Fraß fallen konnte (Heidmann 1996: 27 f.). Ein solches "Päckchen" wird von dem Missionar Freerk Meyer auf einer Leiter entdeckt, das dieser zunächst für "Spielzeug" der "Dienstmädchen" hält, bis er "schließlich das Ding näher betrachtet" und "[seiner] Leute davon in Kenntnis setzt". Dabei handelt es sich um einen brisanten Brief, der, von Jan Jonker Afrikaner verfasst, an den Missionar der Herero-Missionsstation Otyikango gerichtet ist. In dem Schreiben, das im Missionsbericht als "Schreckens-

¹³ Siehe etwa Witbooi "Diary Entry, 15. 10. 1888–10. 8. 1889" (Witbooi 1995: 21). Witbooi lässt hier einen Brief unbeantwortet, der ein Friedensangebot von *kaptein* Manasse enthält, das Witbooi nicht akzeptiert.

brief“ bezeichnet und dort paraphrasiert wiedergegeben wird, begründet der *kaptein*, warum er Missionar und Missionsstation nicht mehr länger von seinen Kriegs- und Beutezügen verschonen wolle. Von den herbeigerufenen Stationsbewohnern wird das Schreiben als Ankündigung eines unmittelbar bevorstehenden Überfalls verstanden. Frauen, Kinder und das Vieh werden in Sicherheit gebracht und die Station wird fluchtartig verlassen (RMG 1881a: 294f.). Vermutlich blieb der Brief selbst auf diese Weise unbeantwortet, nachdem mit seiner “öffentlichen” Ablage auch das Reziprozitätsprinzip gekündigt worden war.

Anders wurden Drohbotschaften gehandhabt, die Abtrünnigen in den eigenen Reihen galten, Bewohnern weiter entfernt liegenden *werften* etwa, die dem Aufruf des *kapteins*, sich für einen geplanten Raub- oder Kriegszug zur *komando*-Bildung bei ihm einzufinden, nicht nachgekommen waren. Hier fand die Mitteilung im Tenor der Drohung ihre Dopplung in den Boten selbst, war schrift- und körpergebundene Botschaft zugleich. Denn die Nachricht wurde nicht von einem einzelnen Boten, sondern von einer ganzen Gruppe bewaffneter Reiter überbracht, deren Erscheinen unmissverständlich zu verstehen gab, dass der Adressat der Botschaft zur Durchsetzung ihres Inhalts gegebenenfalls gewaltsam zum Aufbruch gezwungen werden würde.

Der Brief als Beute

Zweifellos gehört es seit je zum Standardrepertoire nachrichtendienstlicher Praktiken, Briefe abzufangen, zu öffnen, zu lesen und die Lektüre nach nachrichtendienstlichen Kriterien auszuwerten, im Besonderen, wenn es um kriegsrelevante Informationen geht. Die *kapteine* hielten es nicht anders. Briefe, die versprachen, wichtige Nachrichten über den Gegner zu enthalten, wurden abgefangen, aufgebrochen vernichtet, einbehalten oder intrigant an Dritte weitergeleitet. Boten, deren Botschaften allein von ihrem Absender her oder durch ein Gerücht, das ihnen vorauseilte, ökonomische oder politische Brisanz signalisierten, liefen Gefahr, ihre Botschaft nicht unbehelligt überbringen zu können und überfallen zu werden. Für die Nama/Oorlam waren Briefe Raubgut von strategischer Bedeutung. Briefe konnten Einblick in Allianzbildung, Waffenbeschaffung und Kriegstaktik geben. Über Angaben über die Zahl von Verletzten und Gefallenen, die in Nachrichten an Allianzpartner und in persönlichen Aufzeichnungen oftmals schriftlich genau festgehalten wurden, enthielten sie wichtige Auskünfte über Verfassung und Kampfstärke des Gegners.¹⁴

Nama/Oorlam-*kapteine* und Herero-Oberhäupter sahen gleichfalls zu, die Briefe derjenigen Missionare an sich zu bringen, die im Ruf standen, sich in die inneren Angelegenheiten der Nama/Oorlam und Herero im Allgemeinen und in deren kriegerische Auseinandersetzungen im Besonderen einzumischen. Missionar Hermann Heinrich Krefz von der Rheinischen Missionsgesellschaft in Bethanien beklagte im Mai 1867 die für ihn und *kaptein* David Christian von Bethanien “fatal[e]” Situation, in Folge der Raubüberfälle Jan Jonker Afrikaners “daraus keine Briefe nach Damaraland speditieren [zu] können” und war überzeugt davon, dass “Jan [alles] zerreißt, was er auffängt” (NAN 1867: 92). Sein Kollege, Missionar Friedrich Wilhelm Weber in Gobabis, unterstützte ihn mit der Vermutung:

Von den ausgebrochenen Unruhen und Fehden zwischen den Damaras und den Jonkerschen Leuten kann ich noch nichts Bestimmtes sagen, da uns bis jetzt noch alle brieflichen Nachrichten von Br. Kleinschmidt über den Krieg und Folgen fehlen. Ich kann es mir kaum denken, dass Kleinschmidt noch nicht geschrieben hat. Vielmehr nehme ich an, dass die Jonkersche Rotte die Briefe abgefangen und vernichtet hat, besonders da sie über Kleinschmidt ungehalten ist, dass er die Damara in Schutz genommen und an unsere Kapitäne geschrieben hat, dass die Damara nichts Strafwürdiges getan hätten (NAN 1863: 56).

Aber der Zweck des Raubs von Briefen erschöpfte sich nicht in der nachrichtendienstlichen Qualität des Briefes. Briefe waren auch jenseits ihrer instrumentellen Verwertbarkeit von Bedeutung. Obwohl nachrichtendienstlich wichtige Informationen von Briefen rasch veralten, wurden Briefe und andere Schriftstücke über Jahre gesammelt. Die politische Elite von Gemeinschaften von Jägern, Sammlern und Seminomaden, die auf Mobilität ausgerichtet waren und denen Ballast hinderlich war, ging mit Textsammlungen wie mit wertvollen Gütern um und nahm sie auf die größeren Wanderungen mit. Briefe und Dokumente hatten für die *kapteine* der Nama/Oorlam einen auratischen Wert. Sie waren vergleichbar einem Reittier, das einem militärisch erfolgreichen *komando*-Führer gehörte, oder einer Waffe, die mit Schutzformeln versehen oder von einem Missionar gesegnet war, und mit der der *komando*-Führer seine Siege errungen hatte.¹⁵

14 In Witboois “Tagebuch” (1995) finden sich in einigen von ihm kopierten Briefen wie auch in seinen eigenen Aufzeichnungen zu Kampfverläufen die Anzahl der gefallenen und verletzten Gegner vermerkt und die Verluste unter seinen eigenen Leute namentlich festgehalten.

15 Erbeutete Briefe hatten also den Charakter von “Siegeszeichen”, Trophäen, die allerdings nicht öffentlich zur Schau ge-

Anders als im Falle des Briefs erschloss sich der symbolische Gehalt von Tier und Waffe allerdings nur über die genaue Kenntnis der Lebenswelt, der sie entstammten und zugehörten. Unter einer Anzahl erbeuteter Pferde konnte ein einzelnes Tier nur dann als wertvolles Raubobjekt wahrgenommen werden, wenn der Beutekrieger in ihm das persönliche Reittier seines Feindes erkannte. Solch lokal-spezifischen Wissens bedarf der Brief nicht. Selbst über große räumliche Distanz hinweg war es ein Leichtes, erbeutetes Schriftgut in seiner Bedeutung ermessen zu können. Es war der Absender, der auf den Prestigewert des geraubten Briefs rückschließen ließ.

Vorsehen mit der Aura seines Absenders, gingen demzufolge Briefe von Widersachern, die eine politische Herausforderung und als veritable Gegner anerkannt waren, in die Dokumentensammlung der *kapteine* ein. Das Anlegen von Briefsammlungen und mobilen "Archiven" war ein Herrschaftsakt. "Einverleibt" in den eigenen Briefkorpus, war die gewaltsame Aneignung von Schriftstücken ein dreifacher Schlag gegen den Gegner. Sie war materielle Schädigung, nachrichtendienstliche Bedrohung und symbolische Bemächtigung des Gegners.

Als strategische und symbolische Güter verdienten Briefsammlungen bei den Nama/Oorlam sorgfältige Vorkehrungen, um sie gegen Raub und andere Unbilden der Gewalt und des Krieges zu schützen. Oft wechselte man den Aufbewahrungsort. Drohte ein Überfall und erlaubten geografische Lage und zeitlicher Spielraum den Frauen und Kindern die Flucht, fanden wertvolle Schriftstücke ihr Versteck in den Bergen. Auch lagerte das Schriftgut überhaupt dort, wo sich die Rückzugsbasen der Nama/Oorlam-*komandos* befanden, wie etwa auf Hoornkrans, wohin der charismatische Kriegsführer Hendrik Witbooi zuletzt sein Briefarchiv hin verlegt hatte. Hoornkrans lag in unwegsamem Gebirgs-gelände und glich einer Festung. Tatsächlich gelang es weder befeindeten Nama/Oorlam-Gruppen noch den Herero, die hier gelagerten Schriftstücke zu rauben. Stattdessen wurden diese von deutschen "Schutztruppen" erbeutet, die im April 1893 unter Hauptmann von Francois Hoornkrans angegriffen hatten.¹⁶ So steht Hendrik Witboois berühmtes "großes Buch", das dessen Aufzeichnungen und eine Korrespondenzsammlung enthielt, wieder-

stellt wurden, weshalb wir hier von "Kostbarkeit" sprechen und den Kontext der Sammlung herstellen, deren Kostbarkeiten dem Sammler besondere Befriedigung verschaffen, auf die er stolz ist, und die er vielleicht manch einem Besucher zu seiner eigenen wie zu des Besuchers Auszeichnung zeigt.

16 Zur Geschichte des sogenannten Witbooi-Tagebuchs siehe Lau (1995: i–iii).

rum in seiner eigenen Materialität für eine gewaltbestimmte Objektgeschichte.

Von der Sicherheit und Unsicherheit des Briefverkehrs und vom Konflikt um Öffentlichkeit und Privatheit des Briefes

Dieser Brief wird keine so vorteilhafte Gelegenheit finden. Sein Los ist, in den rauen Felltaschen der Namaqua zunächst das große, wüste Namaqualand und dann die ganze Kapkolonie zu durchstreifen, wo er dann endlich in der Kapstadt ein ordentliches Postamt antrifft. Es ist ein wahres Glück, dass die Namaqua einen so ungeheuren Respekt vor einem Brief haben, dass sie ihn wie ein Heiligtum ansehen und eher den letzten Fetzen als den Brief im Stich lassen. Daher kommt es, dass die Missionare im Inneren Afrikas ihre Briefe ebenso regelmäßig erhalten wie die in der Kapkolonie (RMG 1848).

Die Einschätzung des Missionars Kolbe über die postalische Zuverlässigkeit der Nama steht im Gegensatz zu zahlreichen Äußerungen, welche im Gegenteil die Verzögerungen und Unsicherheiten im Briefverkehr hervorheben. Aber im Lob Kolbes ist zugleich der Grund genannt, der Zuverlässigkeit und Unwägbarkeiten im brieflichen Verkehr als zwei Seiten ein- und desselben Phänomens erscheinen lässt: die hohe Wertschätzung, welche die Nama/Oorlam für den Brief hatten. Weil Nama/Oorlam den Brief "wie ein Heiligtum ansehen", war er in den Händen des Nama/Oorlam-Boten sicher. Aber gleichzeitig machte die Wertschätzung und die Aura, die manchem Brief zukam, den Brief zu einem begehrten Raubgut, so dass der Brief Gefahr lief, bei Überfällen und in kriegerischen Auseinandersetzungen abhanden zu kommen. Die Unvoraussehbarkeit des Handelns im Krieg kehrt im Briefverkehr wieder. Sicherheit und Unsicherheit lagen nahe beieinander. Demzufolge hatte auch das Wort vom "Finden" einzelner Briefe oder ganzer Briefbündel unterschiedliche Konnotationen.

Einerseits konnte sich das "Finden" auf Schriftstücke beziehen, die tatsächlich unterwegs verlustig gegangen waren. Briefe "fanden" sich aber andererseits ebenfalls im Zuge von Überfällen auf gegnerische *wertfen*. Sie wurden am Ende von Kampfhandlungen "gefunden", wenn der Unterlegene in die Flucht geschlagen war und er seine mitgeführten Ochsenwagen mit dem gesamten Inhalt auf freiem Gelände zurücklassen musste.¹⁷ Vor allem aber be-

17 Von einem solchen Brieffund im Wagen von Moses Witbooi nach einem von Herero erfolgreich gegen Nama/Oorlam geführten Gefecht berichtet Freerk Meyer (RMG 1881d: 310).

inhaltete das Wort “finden” das Erbeuten von Briefen, um sie sich anzueignen, vielleicht Abschriften von ihnen zu machen oder sie an interessierte Dritte weiterzuleiten.

Letzteres wurde nicht nur von den *kapteinen* praktiziert. Auch Missionare setzten sich über die Norm des Briefgeheimnisses hinweg, wenn sie missionspolitisches Interesse dazu veranlasste, “gefundene” Briefe zu öffnen und zu lesen:

Zu meinem Bedauern höre ich, dass die Februarpost verloren gegangen sein soll. Wohl selten war eine so wichtige Post wie diese geschrieben worden. Einige Missionare machten es sich zur Aufgabe, die wichtigsten Briefe, die sich auf dem Schlachtfelde fanden, zu kopieren und Ihnen zuzuschicken, um Ihnen einen Einblick in die Stellung der Naman zum Kriege zu geben. Ob man diese Post mit Absicht hat verlorengehen lassen, wissen wir nicht. Nach der Bai sollen sie gekommen sein. Ihr Verschwinden macht mich deshalb etwas besorgt, weil ich fürchte, dass sie in die Hände der Naman geraten ist und diese dann auch auf uns erbittert werden könnten (RMG 1881b: 302).

Aus den Zeilen des Missionars spricht ein gewisses Unbehagen über das Öffnen von Briefen, die anderen Empfängern galten. Im Einklang mit europäischen Normen des Umgangs mit Briefen war der Missionar sich zweifellos des Verstoßes gegen europäische Konventionen des Briefverkehrs bewusst. Bemerkenswert ist allerdings, dass trotz der kommunitären Öffentlichkeit des Briefes diese europäische Konvention auch von den Nama/Oorlam geteilt wurde. Die Übernahme des Briefes als Kommunikationsmittel war also ebenfalls mit der Übernahme von normativen Regelungen über den Umgang mit dem Kommunikationsmittel Brief verbunden. Dies wird daran sichtbar, dass die Aneignung und das Öffnen von Briefen eine Rechtfertigung verlangte, wie eine der “erklärende[n] Notiz[en]” dokumentiert, die Hendrik Witbooi einem gestohlenen Brief angefügt hat.

Einer von Witboois Leuten war unterwegs auf einen Brief Daniel Dausabs, eines Gegners von Witbooi, gestoßen. Der Brief war an Timotheus Snewe, einen Unterkapitän der Bondelswarts, gerichtet und gibt unter anderem Auskunft über Witboois Kriegsverluste an Mensch und Tier. Witbooi lässt von diesem Brief eine Abschrift anfertigen, die er seiner Sammlung von Texten hinzufügt. Dieser Abschrift lässt Witbooi eine “erklärende Notiz” folgen, in der es heißt:

One of my men riding on this way came upon this letter in the most remarkable way. It is a letter written by my enemy to my friend. In this manner my man brought the letter to me. In this manner I received it. Since I felt that this

letter by my enemy had fallen into my hands in a providential manner, I read the first few lines. Then I decided to steal the letter, read it through and keep it. In this way it came to be written into my big book. The letter was already open, that is why I decided to read it.¹⁸

Wie zu allen Zeiten bezog sich dieser Rechtfertigungsantrieb allerdings auf Friedenszeiten. Privatheit ist eine Ordnung, die dem Frieden vorbehalten ist. Entsprechend haben Missionare, die gegenüber *kapteinen* im Disput über den Verbleib “gefundener” Briefe das Briefgeheimnis anmahnten, stets unterstrichen, dass das Einbehalten, Öffnen und Lesen fremder Briefe im Frieden zu unterlassen ist. Damit implizierten sie, dass die Missachtung der Privatheit des Briefes ein Verhalten ist, das vielleicht den Frieden gefährdet, wie die Notiz des Missionars Vollmer aus dem Jahr 1858 andeutet, in der es heißt:

Gegen Abend kam //Oasebs Sohn und berichtete, dass Briefe, von Witbooi an Jonker [Afrikaner] adressiert, nach hier gekommen seien. Da er aber gehört habe, dass ihr Inhalt vom Krieg handelte, so wolle er sie öffnen und lesen. Ich erklärte ihm, dass er das jetzt nicht tun dürfe, weil Friede im Lande sei und am allerbesten täte, die Briefe gleich weiter zu schicken.¹⁹

Vermutlich hatten die Missionare ihre Mühe, solcherart Differenzierung in einem je gegebenen Fall Geltung zu verschaffen. Wie des Missionars Freerk Meyers Notiz deutlich macht (RMG 1881), teilten sie mit Witbooi und anderen *kapteinen* die Auffassung, dass das Einbehalten, Öffnen und Lesen von Briefen in Fragen der Politik zu rechtfertigen ist, insbesondere wenn es sich um die existenziellen Fragen von Krieg und Frieden handelt.

Das Botenwesen

Das vorkoloniale Botenwesen, das auf mündlichem Austausch gründete, fiel in den Machtbereich der *kapteine*. Boten waren beauftragt, zu *raad*-Sitzungen einzuberufen und juristische Belange und andere Nachrichten zu übermitteln. Spätestens mit Hendrik Witbooi nahm der Institutionalisierungsgrad des Botenwesens noch einmal zu und differenzierte sich zusätzlich. Insofern Hendrik Witbooi alle Funktionsträger nominell bestimmte, tat er Gleiches mit seinen eigenen Boten und mit denen, die für

18 “Explanatory Note to Accompany the Copy of the Letter Below” (in Witbooi 1995: 78 f.).

19 NAN (1858: 105). Zur Erläuterung ist hinzuzufügen, dass //Oaseb *kaptein* der Gei-//khou (Nama, *Rotes Volk*) und Jonker Afrikaner *kaptein* der //Aicha-//ai (Oorlam Afrikaner) war.

die Ältesten vorgesehen waren.²⁰ Zum Botenwesen gehörten Distanzläufer, Stafetten, berittene Boten, Spione und Späher, die sich wie die Boten noch einmal in zwei Gruppen, Läufer und Reiter, aufteilten. Späher und Boten waren in ein festes System der Botschaftsdienste eingebunden und wurden dementsprechend gezielt eingesetzt.

Darüber hinaus wurden Personen zur mündlichen Nachrichtenübermittlung herangezogen, deren Wahl vom Zufall bestimmt war. Reisende baten Ortskundige, die sie des Weges trafen, voranzueilen und ihren Besuch schon einmal vorab anzukündigen; für veritable Botendienste suchte man das Einvernehmen mit dem Boten. Häufig aber kamen Ad-hoc-Botendienste durch Androhung von Gewalt zustande. *Komandos*, die auf Beute- oder Kriegszug in fremdem Gelände unterwegs waren, zwangen gegebenenfalls gebietskundige Jäger oder Hirten, auf die sie stießen, Erkundungen von strategischem Wert einzuholen oder Mitteilungen an den Gegner weiterzuleiten. In kriegerischen Auseinandersetzungen schickten *komando*-Führer gefangen genommene Frauen mit Botschaften ins feindliche Lager. Offenbar schien den beauftragten Personen, die sich zu Fuß auf den Weg machen mussten, die Übermacht der berittenen *komandos* so allgegenwärtig, dass ihnen ein Entkommen unmöglich erschien. Es gab also Botenaufträge unter Zwang und solche, die auf Entgegenkommen oder Auftragslage gründeten.

Kamen erzwungene Gelegenheitsbotendienste der militärischen Führung eines *komandos* zugute, war der institutionalisierte Brief- und Botendienst eines der veralltäglichten Mittel der Machtausübung der *kapteine*. Er war indessen nicht zentralisiert. Keiner der *kapteine* besaß das Monopol auf beschleunigte menschliche Bewegung. Für jeden *kaptein* war daher für seinen Machterhalt von besonderer Bedeutung, dass er die richtige Wahl in der Auswahl seiner Boten traf. Berittene Boten und Läufer waren "die schnellen Träger der Macht" (Trotha 1994: 179). Wann ein Befehl des *kapteins* den Befehlsempfänger erreichte, hing also vom Laufschrift der Boten und der Schnelligkeit der Reittiere ab.

In kriegerischen Auseinandersetzungen kann die Geschwindigkeit der Nachrichtenübermittlung maßgeblich über Erfolg oder Misserfolg entscheiden.²¹ In gebirgigem Gelände ist ein Läufer un-

ter Umständen schneller am Ziel als ein berittener Bote. Der Läufer kann Abkürzungen über Steilhänge und schroffes Gebirge nehmen, wohingegen der berittene Bote in der Wahl seiner Wege auf die Grenzen der Trittsicherheit seines Pferdes Rücksicht nehmen muss. Gerade die Nama standen in dem Ruf, außergewöhnlich schnelle Läufer zu sein. Sie griffen in den Techniken des Laufens auf ihr Erfahrungswissen als Jäger zurück.²²

Der Grad der informationellen und diskursiven Entmachtung, d. h. der Reduzierung des Boten auf alleinige Nachrichtenübermittlung, hing von der Stellung des Boten und der Bedeutung der Nachricht ab, die man ihr beimaß. Die einfachen Boten, die neben den Nama oft unter den "Bergdamara" von niederem Status rekrutiert wurden, mussten über physische Kondition und Geländekenntnis verfügen, blieben aber vom Zugang zur Information, die sie transportierten, ausgeschlossen.

Mündliche Botschaften durch Boten oder Briefe, diktiert von Schriftunkundigen, sind herrschaftssoziologisch eine heikle Angelegenheit (Trotha 1994: 381). Im diktierten Brief, zumal, wenn er dem Sekretär oder Schreiber nicht in einem Sekretariat diktiert wird, das nach außen abgeschlossen ist, sind Mündlichkeit und Schriftlichkeit noch eng miteinander verbunden, die schriftlich verfasste Botschaft ist nicht gänzlich von der Körperlichkeit getrennt, Sprechen und Hören der Nachricht gehen dem Schrifttext voraus. Der Briefinhalt kann von einer Person weitergetragen werden, die während des Diktierens anwesend war oder sich in der Nähe befand und auf diese Weise zum Mithörer wurde. Entsprechend waren in der nomadisierenden Gesellschaft der Nama/Oorlam die inhaltlichen Grundzüge eines Briefes immer wieder dem Empfänger oder Dritten schon vor dem Eintreffen des Briefes bekannt (NAN 1858: 96 f.) – was zum Glück oder Unglück des Boten ausschlagen konnte, je nachdem, ob er unbehelligt seine Botschaft zu überbringen vermochte oder abgefangen wurde.

Diktierte Briefe oder mündliche Botschaften sind darüber hinaus gefährdet durch "Vergessen", Hinzufügen oder Weglassen. Daraus können höchst prekäre Situationen entstehen, zumal in konfliktreichen oder gar kriegerischen Beziehungen. Ein "falsches Wort", eine "falsche Formulierung" kann aus einem

20 Hendrik Witbooi to the Hoonkrans Community (in: Witbooi 1995: 64).

21 Hendrik Witbooi soll auf seinem Sitz in Hoonkrans immer einige gesattelte Pferde eigens für seine Boten bereitgehalten haben, so dass bei Eilpost keine zeitliche Verzögerung durch das Eintreiben und Aufsatteln von Reittieren entstand. Vgl. Bülow (1897: 160).

22 Zur "erstaunlichen Leistungsfähigkeit" der Läufer, "die es ihnen möglich macht, es Pferden gleichzutun", s. Alexander (2005: 180 f.), zu den Lauftechniken der Khoi-Khoi, s. auch Kolb 1979: 195–198). Kempen (1990: 173 ff.) bestätigt in ihren Untersuchungen zum Leistungsvergleich zwischen Mensch und Tier, dass Läufer in der Lage sind, unter bestimmten Bedingungen gegen Pferde auf längerer Strecke zu konkurrieren.

Friedensangebot eine kriegerische Herausforderung machen. Schreiber oder Boten als Mittler im mündlichen Austausch können ihre Scharnierposition als Chance nutzen, um eigene Ziele zu verfolgen, wozu auch gehören mag, intermediäre Macht aufzubauen. *Kapiteine*, die ihre Briefe selbst schrieben, ebenso wie die Empfänger selbst geschriebener Schriftstücke waren gegenüber solcherart Fallen gefeit. Der Schreiber braucht sich um die Korrektheit des Schreibens keine Gedanken machen, der Empfänger kann eventuell schon an der Handschrift des Absenders erkennen, dass die Botschaft "authentisch", also nicht diktiert ist.

Als Vorkehrungen gegen die Unwägbarkeiten des Boten – sowie vermutlich als machtpolitische Maßnahme nach Innen und nach Außen – wandelte sich mit dem Gehalt der Botschaft der Status des Botschaftsträgers. Zwar schienen auch wichtige Mitteilungen einfachen Boten anvertraut worden zu sein. Die Botschaft selbst aber blieb diesen Boten äußerlich, sie transportierten sie lediglich weiter. Botschaften, die als delikat oder so wichtig galten, dass sie nicht dem Briefpapier, sondern allein dem Boten zur mündlichen Übermittlung anvertraut wurden, lassen sich ihrem Inhalt nach nicht mehr erschließen, wohl aber in der Form ihrer Weitergabe. Sie wurden von Botschaftsträgern von hohem Rang überbracht, die in das Geschehen, auf das sich die Mitteilung bezog, eingebunden waren. Solche Nachrichten waren verkörperte Botschaften. Der Bote vertrat einen Abwesenden, wobei ununterscheidbar wurde, dass der Abwesende dem Boten seine Stimme verlieh ebenso wie der Bote seine Stimme dem Abwesenden lieh. Im Ergebnis war in solchem Boten der Abwesende physisch indirekt gegenwärtig.

Botengänge in wichtigen Angelegenheiten wurden üblicherweise²³ engen Vertrauten des *kapiteins* aus dem innersten Kern seines *komandos* anvertraut. Weil sich Mündlichkeit weitgehend der Kontrolle entzieht (Trotha 1994: 382), muss sich der Produzent der Nachricht der Loyalität seines Boten gewiss sein. So bedienten sich *kapiteine* verbündeter Kollegen oder der Missionare, die, wie auch andernorts, häufig zugleich als Intermediäre fungierten. Mündlichkeit und Schriftlichkeit überschritten sich, wenn der Bote einen Brief zu übermitteln und um eine mündliche Nachricht zu ergänzen hatte oder der Brief letztlich nur das autorisierte Zeichen für die eigentliche, die mündlich zu überbringende Nachricht war.

In einer Gesellschaft, die in hohem Maße mobil war, hingen Botendienste von der Verfügbarkeit und Disponibilität derer ab, die gerade vor Ort anwesend waren. Gelegenheitsdienste leisteten durchziehende lokale Reisende, Händler, Forscher, Missionare, die die Post mitnahmen. Auch dieser Botendienst beruhte auf personalen, wenngleich eher flüchtigen Beziehungen. Es waren Durchreisende, denen Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit für den erbetenen Brieftransport zugesprochen wurde.²⁴ In der Kriegs- und Friedensdiplomatie hatten die Boten jedoch einen Status, der in der deutschsprachigen Begrifflichkeit dem von "Gesandten" gleichkam. Sie traten nicht selten in Delegationen auf. Ihre numerische Präsenz unterstrich die Wichtigkeit der transferierten Botschaft und ließ die Übergabe selbst zu einem sozialen Ereignis werden.

Briefboten lebten gefährlich.²⁵ Boten konnten auf ihrem Weg von Wildtieren angefallen, schlimmstenfalls von Löwen gerissen werden. Regennässe konnte die Schriftstücke zerstören (Galton 1980: 141) und die Briefträger dem Unwillen ihrer Auftraggeber aussetzen. Transportierten die Boten Post über den Grenzfluss Oranje, bestand bei starker Strömung die Gefahr, dass Transportgut und Mensch fortgerissen wurden.

Häufiger aber drohte den Briefboten, dass sie, in politischen Krisen- oder Kriegszeiten unterwegs, abgepasst wurden. Günstig erwies sich für solch gewalttätigen Eingriff, dass Boten sich üblicherweise ausweisen mussten, ob öffentlich oder im Geheimen – was bekannterweise zu einer risikoreichen Unternehmung von Spionen oder anderen "Spielern" mit falschen Identitäten werden konnte. Für die Nama/Oorlam Boten war vorgesehen, sich des Huts oder Stocks des Auftraggebers als Identitätsausweise zu bedienen (Budack 1972: 312). Für den Transport von Schriftstücken waren solche Verweisobjekte nicht mehr vonnöten. Zunächst noch in einen gespaltenen Botenstock geklemmt, begann man mit steigendem Transportvolumen, die Briefe und Dokumente in Fell- und Ledertaschen aufzubewahren – mit der Folge, dass, gleichgültig auf welche Weise der Bote ausgewiesen war, nicht nur der Brief, sondern der Transportbehälter selbst den Boten optisch erkenntlich machte und ihn in unru-

23 Es gab allerdings auch einen Alltagspragmatismus, der einschloss, dass sogar wichtige Briefe und Botschaften unerfahrenen "Knaben" anvertraut wurden; s. Vollmer (NAN 1858: 96f.).

24 Vor allem die Missionare bedienten sich solcher Dienste. Die "kostspielige Briefbeförderung" kam für sie nur "sehr selten ... in Frage" (RMG 1867: 99). Häufig musste der Auftraggeber den professionellen Boten das Reittier stellen und sie dann noch entlohnen.

25 Boten galten laut Budack den Khoi-Khoi als anantastbar, nicht jedoch den San. Zogen sie durch deren Gebiet, sollen die Boten immer zu mehreren unterwegs gewesen sein (Budack 1972: 312).

higen Zeiten zum Ziel des Überfalls und Abfangens machte.

Ob als Boten kenntlich gemacht oder nicht, das Schicksal, in die Hände gewalttätiger Gegner des Auftraggebers zu geraten, traf vermutlich nicht wenige der Boten, wenn man die relative Häufigkeit bedenkt, in denen über Ereignisse dieser Art im archivalischen Material berichtet wird. Ob es häufig so blutig zugeht, wie “zwei Bergdamara-Boten” nach einem Bericht von Missionar Heidmann berichtet haben, der die beiden im Jahr 1887 mit Post auf den Weg nach Otjimbingwe geschickt hatte, mag man bezweifeln. Aber als eine Anschauung, wie gefährlich das Leben von Boten sein konnte, kann es dienen.

Auf ihrem Weg, so berichtet Heidmann, waren die beiden Bergdamara “von einem Namakommando ergriffen [worden] ... , das aus Jan Afrikanners Leuten und Feldschuhträgern und Bergdamara bestand, die sich auf einem Beutezug befanden. Die Postpakete wurden ihnen abgenommen, geöffnet und einige holländisch geschriebene Briefe erbrochen und gelesen. ... Einige wollten die Boten töten, aber der [kommando-]Führer ließ das nicht zu. ... Als das Kommando aufbrach, mussten sie neben den Reitern hertraben”, werden Zeuge eines Massakers nach einem Überfall auf eine Herero-*wertf*, wo sie, so erzählen sie später, “10 Männer- und ebenso viele Frauenleichen gesehen hätten” neben mehreren “mit Hölzern erschlagen[en]” Kindern. “Die Nama machten große Beute”, und die gefangenen Boten “mussten beim Wegtreiben der Herden behilflich sein. Am folgenden Morgen waren sie in Uitdraai, 2 Stunden östlich von Rehoboth angekommen. Die Boten baten um Erlaubnis, jetzt die Briefe wegbringen zu können. Sie wurden aber erst in Gurumanas in Freiheit gesetzt, und ihnen die Briefe wieder zurückgegeben” (Heidmann 1996: 118 f.).

“Friedensboten” oder von der Deeskalation einer kriegerischen Auseinandersetzung mittels Boten

Selten sind die Missionsquellen, die uns für das 19. Jahrhundert einen Einblick in das Kampfgeschehen zwischen Nama/Oorlam-Gemeinschaften geben. Die meisten der Dokumente beschränken sich auf Situationen, die die Missionare im Zuge von Attacken auf ihre eigenen Missionsstationen miterlebten. Die Berichterstattung von Missionar Jacob Knauer über die Tage, die dem Überfall von *kaptain* //Oaseb Ende September 1866 auf die Station Gibeon und deren Zerstörung folgten, gehört daher zu den seltenen Missionsquellen, in denen ein

Missionar ein Kampfgeschehen auf freiem Gelände selbst mitverfolgt hat. Knauer, der, zurück von einer Reise, sein Wohnhaus in Gibeon zerstört wiederfindet, begleitete die “Gibeoner”, die, um Frauen, Kinder und ihr Vieh gebracht, dem Gegner nachsetzen. Anhand seiner ausführlichen Beschreibung der Konfliktsituation und der Bemühungen um einen Gefangenaustausch lassen sich die Dynamiken mündlicher Nachrichtenübermittlung mittels Boten und die Schlüsselrolle des Botenwesens in einer politischen Kultur der Deeskalation und Verhandlung nachvollziehen.

Knauers Schilderung nach kommt es in den Tagen der Verfolgung von //Oaseb und seinem *kommando* immer wieder zu Scharmützeln, in denen die Verluste an Gefallenen und zurückerbeutetem Vieh jetzt auf Seite von //Oasebs Leuten, den verfolgten Angreifern von Gibeon, liegen. Täglich werden von den Gibeonern “ein Bote nach dem anderen zu //Oaseb gesandt, immer wieder mit derselben Bitte” (46),²⁶ die gefangenen Frauen und Kinder herauszugeben. //Oaseb ist nicht verhandlungsbereit, droht schließlich, jeden weiteren Boten erschießen zu lassen. Jetzt wechselt die Kommunikation von der mündlichen auf eine schriftbasierte. Der Missionar schickt, ergänzend zu den vorangegangenen Botschaften der Gibeoner, selbst einen Brief, den //Oaseb ungelesen mit der Drohung zurückgehen lässt, “er wolle weder Brief noch Boten, die Kugeln allein sollten entscheiden” (46). Unterbrochen von kürzeren Schusswechseln setzt sich die Situation des Wartens für die Gibeoner einen weiteren Tag fort. Am darauf folgenden Morgen wird “wieder in aller Frühe ein Bote zu //Oaseb gesandt mit der alten Bitte: Gib Weiber und Kinder heraus! Die Hälfte der Gefangenen war schon in der Nacht ... übergelaufen. //Oaseb gab gar keine Antwort mehr, nahm sein Gewehr und lief weg; seine Leute forderten nur zu schiessen” (47).

Es kommt zu einem “heftigen Gewehrfeuer”, in dem aber niemand zu Schaden kommt. //Oasebs Leute ziehen sich zurück. Während sich der Zeitraum der Kontaktaufnahme verlängert, verkürzt sich in gegenläufiger Bewegung die Distanz zum Gegner. Den räumlichen Abstand sukzessive verkleinernd, der anfangs allein von den Boten überbrückt wird, rücken die “besiegten” Gibeoner heran. Erneut

... begann wieder das alte Spiel. Ein Bote nach dem anderen wurde zu //Oaseb gesandt mit der Aufforderung, die gefangenen Weiber und Kinder herauszugeben. ...

²⁶ Die folgenden Zitate (mit der jeweiligen Seitenzahl in Klammern) sind dem Bericht von J. Knauer (RMG 1866) entnommen.

Die ganze Woche hindurch wurden jeden Tag Boten zu //Oaseb gesandt, der immer noch auf seiner Weigerung verharrte. Doch lief jede Nacht ein Teil der Gefangenen weg, manchmal 10–15 Personen auf einmal. Am Freitag war schließlich nur noch ein gebrechliches Weib und ein Häuflein kleine Kinder bei ihm, und die schickte er uns zu (47f.).

Um drei noch zurückbehaltene junge Frauen beginnt ein zähes Verhandeln. Unter Vermittlung der beiden Missionare von den jeweils gegnerischen Parteien kommt es schließlich zu einem Treffen zwischen drei der vier am Konflikt beteiligten *kapteine*,²⁷ auf dem beschlossen wird, „dass am folgenden Tag Friedensverhandlungen beginnen sollten. Der Ort der Zusammenkunft wurde bestimmt, und alle Feindseligkeiten sollten vorerst aufhören“ (49).

Dieser Beschluss wird von //Oasebs *komando* unterlaufen. Bei der stattfindenden Zusammenkunft der Verhandlungspartner positionieren sich seine Leute versteckt und richten die Waffen auf die Verhandlungspartner. Das veranlasst die Gibeoner, die die Kämpfer von //Oasebs *komando* sichten, sich ebenfalls schussbereit gegenüberliegend zu verschanzen, so dass es fast zum erneuten Gefecht gekommen wäre. Aber, auch wenn in kurzen Angriffs- und Rückzugsgefechten vereinzelt weitergekämpft wird, stehen auf Seiten der Gibeoner die Bemühungen im Vordergrund, Verhandlungen auf diplomatischem Weg aufzunehmen.

Optisch wahrnehmbar sind die Boten hierzu der Schlüssel. Beritten oder zu Fuß durchqueren sie mehrfach und über Tage hinweg einen topografischen Raum. Dabei dokumentiert ihr ständiges Hin und Her zuerst einmal misslungene Verhandlung, insofern die Gibeoner Kämpfer kein Gehör finden und ihre Botschaften von //Oaseb, wenn überhaupt, dann allein in der Geste der Verweigerung und Drohung erwidert werden. Aber was missglückte Kommunikation ist und mit jedem zurückgewiesenen und bedrohten Boten eine scheinbare Verschärfung der gewalthaltigen Situation nach sich zieht, ebnet den Weg zur Deeskalation und zum „Frieden“.

Der Streit um den eigentlichen Gegenstand des Konflikts, die Herausgabe der Gefangenen, löst sich ganz undramatisch. Während sich der fernmündliche Austausch per Boten über Tage hinzieht, nutzen die Gefangenen des Nachts die Gelegenheit, in Kleingruppen aufzubrechen. Angesichts der Tatsache, dass //Oasebs *komando* bewaffnet war, spricht wenig dafür, dass es //Oaseb gänzlich unmöglich

war, eine Gruppe von Frauen und Kindern zusammenzuhalten. Es ist also anzunehmen, dass er seine Gefangenen ziehen ließ. Unnachgiebig im Wort, wahr //Oaseb sein Ansehen als machtvoller Kriegsherr und lenkt zugleich ein. Es ist das Hin und Her der Boten, das ihm diesen Spagat ermöglicht.

Das Botenwesen entzerrt in der Situation kriegerischer Gewalt die Konfrontation und dämmt auf diesem Weg die Gewalt ein. Es öffnet das „Zeitfenster“, das die Lösung des Konflikts auf der nächtlichen „Hinterbühne“ (Goffman 1969: 104 ff.) erlaubt. Darüber hinaus knüpft es mit dem kommunikativen Austausch jenes soziale Band zwischen den Gegnern, das dem Sprechakt selbst innewohnt und Bronislaw Malinowski mit dem Begriff der „pathischen Kommunion“ benannt hat (1923: 315). Die Boten übermittelten nicht bloß ausdrückliche Botschaften. Sie vollzogen darüber hinaus einen sozialen Akt: Sie schufen im Sprechakt „Bande der Verbundenheit“.

Wie schwach indessen die „Bande der Verbundenheit“ waren, die die „Friedensboten“ zu knüpfen erlaubt hatten, lässt eine der vielen unnachgiebigen Antworten //Oasebs erahnen. Angesprochen auf seinen Wortbruch, unbewaffnet zu den Friedensverhandlungen zu erscheinen, lässt //Oaseb seinem gegnerischen Verhandlungspartner unverzüglich eine Botschaft zukommen: Per Bote kündigt er den Waffenstillstand auf und die nächste Razzia an.

Schluss: Vom „materialen Studium“ auditiver und kommunikativer Erfahrungswelten

Der Krieg hat viele Stimmen. Diese auditiven und kommunikativen Wirklichkeiten des Krieges von ihren materialen Seiten her zu bestimmen, ist einer Betrachtung der Gewalt geschuldet, die von der Materialität der Gewalt ausgeht, das heißt ihrer Körperlichkeit, Verletzungsmacht und Zerstörungskraft, und die Fallen entgrenzter Gewaltbegriffe sowie der schrankenlosen Kulturalisierung und Diskursivierung und der Verbindung letzterer beider vermeidet, mit der die materiale Gewalt sich in symbolischen Wirklichkeiten verflüchtigt. Stimmen haben einen Klangkörper, Akteure, darunter die Boten, die im Vorangegangenen näher untersucht worden sind, haben menschliche Körper, Briefe sind Sachwerte und die Missgeschicke, die ihnen und ihren Boten geschehen können, gründen nicht nur in „falschen“ Formulierungen. Darüber hinaus erlaubt das „materiale Studium“ auditiver und kommunikativer Erfahrungswelten, Schnittpunkte zu bestimmen und zum Gegenstand der Analyse zu machen: Schnittpunkte, in denen die anthropologischen Grundla-

27 Es handelt sich um die *kapteine* Kido Witbooi von Gibeon, Paul Goliath von Berseba und //Oaseb von Hoachanas. Der Vierte, *kaptein* +Aimab, nimmt an dem Treffen nicht teil.

gen von Stimmen mit dem auditiven Universum des Krieges, denen wir im Vorangegangenen insbesondere am Kampfschrei nachgegangen sind, verbunden sind; von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die wir u. a. im Zusammenspiel von Brief- und Botenwesen und in der kommunikativen Öffentlichkeit des Briefes betrachtet haben; von der symbolischen und kulturellen Ordnung mit der Materialität von Sachen, welche die auratische Eigenschaft des Briefes und schriftlicher Dokumente im Allgemeinen und die Grenzziehungen von Öffentlichkeit und Privatheit des Schriftverkehrs bei den Nama/Oorlam in den Mittelpunkt gerückt haben; von auditivem Universum des Krieges mit der politischen und sozialen Herrschaft, die im Zusammenspiel von Egalität und Hierarchie in der kriegerischen Auseinandersetzung der Nama/Oorlam sichtbar wurden; oder Schnittpunkte von Krieg und Frieden, für die die Boten als Überbringer von Kriegserklärungen wie von Friedensangeboten und als Einrichtungen des Zeitgewinns zum Zwecke des Friedens beispielhaft sind. Vor allem erlaubt das materiale Studium kriegerischer Gewalt, eine Vorstellung davon zu erhalten, wie trotz zahlreicher Besonderheiten von Kultur, Gesellschaft, Politik und Ökonomie und eines auditiven Universums des Krieges und der Razzia, das nicht von Technik dominiert ist, die kommunikativen Erfahrungswelten der Nama/Oorlam bemerkenswert nah jener Kriegsform sind, die im Kalten Krieg ihren Wiederaufstieg erlebt hat und von der nicht wenige annahmen, dass sie die „Zukunft des Krieges“ bestimmen: der Kleine Krieg.

Die vorgestellten Beobachtungen und Überlegungen entstanden im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts mit dem Titel „Gewaltgemeinschaft, Krieg und politische Herrschaft. Ein Vergleich von Gewaltgemeinschaften und Häuptlingtum am Beispiel der Nama/Oorlam und Herero“, das im Rahmen der DFG-Forschergruppe „Gewaltgemeinschaften“ durchgeführt worden ist.

Wir sind der DFG für die Unterstützung des Projekts und den Mitgliedern der Forschergruppe für ihre Anregungen dankbar.

Zitierte Literatur

Archivquellen

ELCRN (Evangelical Lutheran Church in Namibia, Windhoek)
1881 Moses Witbooi an Maharero. Gibeon, 04.03.1881. Manuskripte Bd. 5: XXI, Vedder-Nachlass, H. Vedder. [Übersetzung: H. Vedder]

NAN (National Archives of Namibia, Windhoek)
1858 F. H. Vollmer. Hochachanas, 04.05.1859. [Vedder Quellen Bd. 5]

1863 F. W. Weber. Gobabis, Januar–Juli 1863. [Vedder Quellen Bd. 7B]
1867 H. H. Krefz/Aus. Bethanien, 10.05.1867. [Vedder Quellen Bd. 3]
1888 F. Judt. Hoachanas, 12.02.1888. [Vedder Quellen Bd. 6B]
n. d. Vedder Quellen. Bd. 15B: Dokumente aus dem Nachlass von Maharero, Dok. 51. Accessions.

RMG (Archiv der Rheinischen Mission(sgesellschaft)/Vereinte Evangelische Mission, Wuppertal)

1848 F. W. Kolbe. z. Zt. Keetmansdorf, 10.03.1848. [2.585, C/i 6]
1864 J. G. Schröder. Berseba, 22.05.1864. [2.599, C/i 1] bzw. [2.599, C/i 1]
1866 J. Knauer. Gibeon, Oktober/November 1866. [2.580, C/i 2] bzw. [2.580a, C/i 2]
1867 J. Olpp sen. Berseba, 22.02.1867. [2.579, C/i 1]
1881a F. Meyer. Otyikango, 15.02.1881. [2.585, C/i 6]
1881b F. Meyer. Otyikango, 05.07.1881. [2.585, C/i 6]
1881c F. Meyer. Otyikango, 20.09.1881. [2.585, C/i 6]
1881d F. Meyer. Otyikango, 10.12.1881. [2.585, C/i 6]
1884a F. Meyer. Otyikango, 03.07.1884.
1884b W. Eich. Otjizeva, 09.09.1884. [2.585, C/i 6]

Literatur

Alexander, James Edward

2005 Entdeckungsreise in das Innere Südwestafrikas. Bericht über eine Reise von Kapstadt nach Walvishbay durch das Gross-Namaland in den Jahren 1835 und 1836. Windhuk: Schreibstube Probeer. [1836]

Assmann, Aleida, und Jan Assmann

1993 Schrift und Gedächtnis. In: A. Assmann, J. Assmann und C. Hardmeier (Hrsg.), Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation; pp. 265–284. München: Fink. (Archäologie der literarischen Kommunikation, 1)

Broszat, Martin, und Elke Fröhlich

1987 Alltag und Widerstand – Bayern im Nationalsozialismus. München: Piper. (Piper, 678)

Budack, Kuno F. R. H.

1972 Die traditionelle politische Struktur der Khoe-Khoen in Südwestafrika. Stamm und Stammesregierung auf historischer Grundlage. Pretoria. [Univ. Diss.; University of Pretoria]

Bülow, Franz Joseph von

1897 Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten. Berlin: Mittler & Sohn. [2. Aufl.]

Callwell, Charles E.

1996 Small Wars. Their Principles and Practice. Lincoln: University of Nebraska Press. [1896]

Clausewitz, Carl von

1991 Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Frankfurt: Ullstein. [3. Aufl.; Orig. 1832]

Dederer, Tilman

1997 Hate the Old and Follow the New. Khoekhoe and Missionaries in Early Nineteenth-Century Namibia. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (Missionsgeschichtliches Archiv, 2)

Galton, Francis

1980 Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Swakopmund: Gesellschaft für Wissenschaftliche Entwicklung und Museum. [Faks.-Dr. der Ausg. Leipzig: Dyk'sche Buchh. 1854]

Goffman, Erving

1969 Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper. [1959]

Goldsworthy, Adrian K.

1996 The Roman Army at War. 100 BC–AD 200. Oxford: Clarendon Press.

Hardung, Christine, und Trutz von Trotha

2013 *Kommando* und "Bande". Zwei Formen von Gewaltgemeinschaften im südwestlichen Afrika des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts. In: W. Speitkamp (Hrsg.); pp. 275–296.

Heidmann, Friedrich

1996 Missionar Friedrich Heidmann. Ein Pionier von Rehoboth. Sein Leben und Werk in Namibia. (Herausg. von Richard Vollmer.) Windhoek: Meinert.

Helbling, Jürg

2006 Tribale Kriege. Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt. Frankfurt: Campus.

Henrichsen, Dag

2001 "Iss Worte!" Anmerkungen zur entstehenden afrikanischen Schriftkultur im vorkolonialen Zentralnamibia. In: L. Marfaing und B. Reinwald (Hrsg.), *Afrikanische Beziehungen, Netzwerke und Räume*; pp. 329–338. Münster: LIT. (Studien zur afrikanischen Geschichte, 28)

2011 Herrschaft und Alltag im vorkolonialen Zentralnamibia. Das Herero- und Damaraland im 19. Jahrhundert. Basel: Basler Afrika Bibliographien.

Homer

2010 Odyssee. Homer. Aus dem Griechischen von Johann Heinrich Voß. Köln: Anaconda.

Kempen, Yvonne

1990 Krieger, Boten und Athleten. Untersuchungen zum Langlauf in der Antike. St. Augustin: Academia.

König, Diana

2011 Das Subjekt der Kunst. Schrei, Klage und Darstellung. Eine Studie über Erkenntnis jenseits der Vernunft im Anschluss an Lessing und Hegel. Bielefeld: Transcript.

Kolb, Peter

1979 Unter Hottentotten. 1705–1713. (Die Aufzeichnungen von Peter Kolb. Hrsg. von Werner Jopp.) Tübingen: Horst Erdmann. [1719]

Konrad, Kerstin, und Gereon R. Fink

2008 Entwicklung von Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsprozessen. In: B. Herpertz-Dahlmann, F. Resch, M. Schulte-Markwort und A. Warnke (Hrsg.), *Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen*; pp. 161–174. Stuttgart: Schattauer. [2., vollst. überarb. und erw. Aufl.]

Krämer, Sybille

2006 Die "Rehabilitierung der Stimme". Über Oralität hinaus. In: D. Kolesch und S. Krämer (Hrsg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*; pp. 269–295. Frankfurt: Suhrkamp.

Lau, Brigitte

1986 Conflict and Power in Nineteenth-Century Namibia. *Journal of African History* 27: 29–39.
1987 Southern and Central Namibia in Jonker Afrikaner's

Time. Windhoek: National Archives, Dept. of Nat. Education. (Windhoek Archives Publication Series, 8)

1995 Introduction. In: H. Witbooi, *The Hendrik Witbooi Papers* (Transl. by Annemarie Heywood and Eben Maasdorp; Annotated by Brigitte Lau.); pp. i–xxiii. Windhoek: National Archives of Namibia (Archeia, 13) [2nd Rev. Ed]

Largo, Remo H.

2008 Wachstum und Entwicklung. In: B. Herpertz-Dahlmann, F. Resch, M. Schulte-Markwort und A. Warnke (Hrsg.), *Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen*; pp. 118–153. Stuttgart: Schattauer. [2., vollst. überarb. und erw. Aufl.]

Malinowski, Bronislaw

1923 The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: C. K. Ogden and I. A. Richards, *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism. Supplementary Essays* by B. Malinowski and F. G. Crookshank; pp. 296–336. New York: Harcourt, Brace.

Mersch, Dieter

2006 Präsenz und Ethizität der Stimme. In: D. Kolesch und S. Krämer (Hrsg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*; pp. 211–236. Frankfurt: Suhrkamp.

Penn, Nigel

2005 The Forgotten Frontier. Colonist and Khoisan on the Cape's Northern Frontier in the 18th Century. Athens: Ohio University Press; Cape Town: Double Storey Books.

Popitz, Heinrich

1992 Phänomene der Macht. Tübingen: Mohr Siebeck. [2. stark erw. Aufl.]

Speitkamp, Winfried (Hrsg.)

2013 *Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*. Göttingen: V & R Unipress.

Thurm, Ulrich

2003 Die mechanischen Sinne: Hören, Tasten ... *Diagonal. Zeitschrift der Universität Siegen* 25/1: 48–63.

Trotha, Trutz von

1994 Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des "Schutzgebietes Togo". Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Turner, Victor

2000 Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. (Aus dem Engl. und mit einem Nachw. von Sylvia M. Schomburg-Scherff.) Frankfurt: Campus. [1969]

Wallace, Marion, with John Kinahan

2011 A History of Namibia. From the Beginning to 1990. New York: Columbia University Press.

Wenzel, Horst

1997 Einleitung. In: H. Wenzel (Hrsg.), *Gespräche, Boten, Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter*; pp. 9–21. Berlin: Erich Schmidt. (Philologische Studien und Quellen, 143)

Witbooi, Hendrik

1995 *The Hendrik Witbooi Papers*. (Transl. by Annemarie Heywood and Eben Maasdorp; Annotated by Brigitte Lau.) Windhoek: National Archives of Namibia. (Archeia, 13) [2nd Rev. Ed]

Wulf, Christoph

1997 Ohr. In: C. Wulf (Hrsg.), *Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie*; pp. 459–463. Weinheim: Beltz.